

5. Empirische Methode und Methodologie

Die theoretische Grundlage der vorliegenden Arbeit, die in den Kapiteln 2 bis 4 entwickelt wurde, baut auf einer Kombination hermeneutischer bzw. praxistheoretischer Soziologie und kritischer Theorie auf. Erstere wurde vor allem dazu gebraucht, eine praxistheoretische Alternative zu den Engführungen einstellungstheoretischer Antiamerikanismusbegriffe zu formulieren, in der der Gebrauchsaspekt antiamerikanischen Sprechens, d.h. dessen rhetorische Funktionen und flexible Realisierungen, eine stärkere Berücksichtigung finden. Im Anschluss an aktuelle Überlegungen zur methodologischen Grundlage einer soziologischen Gesellschaftskritik konnte zudem die Form der damit vollzogenen Vorurteilskritik nach dem Modell einer erschließenden bzw. immanenten Kritik konstruiert werden.

In den folgenden Abschnitten wird es nun darum gehen, diese theoretischen Überlegungen mit den Methoden empirischer Sozialforschung zu verknüpfen, die in der vorliegenden Studie angewendet werden. Dabei wird die Konvergenz eines performativen Antiamerikanismusbegriffes bzw. einer erschließenden Vorurteilskritik mit der Methodologie empirisch begründeter Theoriebildung (Kelle 1997) aufgezeigt. Den Ausgangspunkt bilden hierbei einige Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Empirie in sozialwissenschaftlicher Forschung: Unter Rückgriff auf die methodologischen Überlegungen Peter Winchs zum Begriff der Familienähnlichkeit (vgl. Kap. 3.3) wird argumentiert, dass sich theoretische und empirische Soziologie nicht als getrennte sozialwissenschaftliche Bereiche, sondern als reziprok verknüpfte Aspekte ein und derselben Erkenntnispraxis betrachten lassen. Unter dem Titel einer ‚theoretischen Empirie‘ (Kalthoff 2008) wird die besondere Nähe qualitativ-interpretativer Forschungsmethoden zu einer solchen methodologischen Auffassung sowie zum deutenden Vorgehen einer erschließenden Kritik dargelegt.

Unter Bezug auf Udo Kelles Konzeption einer „empirisch begründeten Theoriebildung“ (Kelle 1997) kann die vorgeschlagene Verbindung von qualitativer Empirie und Vorurteilskritik genauer ausgeführt werden. Hierbei kommen insbesondere die Konzepte des empirischen Gehalts bzw. der theoretischen Sensibilität sowie der hypothetischen Schlussfolgerung in Betracht. Anhand konkreter Bei-

spiele wird der Gebrauch empirisch gehaltloser heuristischer Konzepte sowie qualitativer Induktionen in der vorliegenden Arbeit erörtert.

Diese Verknüpfung von Vorurteilsbegriff und theoretischer Empirie geht zunächst mit einer Kritik standardisierter Verfahren der Vorurteilsempirie einher, die um der Genauigkeit ihrer ‚Messungen‘ Willen den Äußerungskontext antiamerikanischer Sprechhandlungen vernachlässigen müssen. Gleichzeitig basiert aber die vorliegende Studie auf einem methodenintegrativen Design: Surveydaten bzw. die darin vorfindlichen Korrelationen von Antiamerikanismus und anderen Vorurteilskonstrukten bilden den Ausgangspunkt der empirischen Analysen. Sie dienen einerseits als Medium des Feldzuganges und der systematischen Fallauswahl für die qualitativen Analysen und stellen andererseits die statistischen Explananda, zu denen jene Erklärungshypothesen generieren. In der Diskussion des Verhältnisses quantitativer und qualitativer Methoden wird daraufhin gezeigt, inwiefern diese Methodenkombination keinen Widerspruch darstellt. Ausgehend von der These, dass sich Mixed Methods Designs nicht allein nach technischen Gesichtspunkten beurteilen lassen, sondern selbst ein interpretatives Moment beinhalten, kann das Vorgehen als kritischer Anschluss an standardisierte Formen der Vorurteilsempirie methodologisch begründet werden. Das Kapitel schließt mit einer Überblicksdarstellung zu Fallauswahl und Erhebungsverfahren der vorliegenden Studie sowie mit einer ausführlichen Dokumentation des sequenzanalytischen Vorgehens der qualitativen Materialauswertung.

5.1 DAS WECHSELVERHÄLTNIS VON THEORIE UND EMPIRIE UND DIE BEDEUTUNG QUALITATIVER METHODEN

In Kapitel 3.3 wurde das Modell der Familienähnlichkeit als begriffliche Grundlage für einen performativen Antiamerikanismusbegriff vorgeschlagen. Als ein Hauptmerkmal dieses Begriffsmodells wurde das darin angelegte reziproke Verhältnis von Theorie und empirischer Forschung beschrieben. So setzt jede empirische Deutung eines Sprechhandelns als antiamerikanisch bereits einen Antiamerikanismusbegriff voraus, um Ähnlichkeiten und Überschneidungen mit anderen antiamerikanischen Ausdrücken nachvollziehen zu können. Diese begriffliche Voraussetzung der Empirie ist selbst aber durch vorherige empirische Beobachtungen von Antiamerikanismus, d.h. eine bereits vollzogene Begriffsanwendung bedingt. Nicht nur ist jegliche empirische Beobachtung, aus der Theorie entspringen oder an der Theorie geprüft werden soll, immer schon „mit Theorie imprägniert“ (Winch 1966, S. 158) bzw. ein „‘theory-laden‘ undertaking“ (Hanson 1972, S. 19). Sondern auch jede begriffliche Abstraktion macht nur Sinn, wenn sie „gesättigt mit der Kraft von

Erfahrung“ ist (Adorno 2003e, S. 556), durch ihren Gebrauch in der Beobachtung empirischer Phänomene.

An diesem paradoxen Wechselseitverhältnis wird einerseits erkennbar, dass eine strikte Trennung in theoretische und empirische Soziologie – trotz ihrer Etabliertheit als quasi-disziplinärer Differenzkonstruktion (vgl. Kalthoff 2008, S. 8 f.) – nur unter Ausklammerung zentraler erkenntnistheoretischer Probleme möglich ist (Winch 1966, S. 55 ff.). Berücksichtigt man hingegen diese erkenntniskritischen Grundlagen der Soziologie, so impliziert dies eine prinzipielle Unabgeschlossenheit soziologischer Theoriebildung: Wenn diese nicht ohne empirische Anwendung Sinn macht, da ihre allgemeinen Begriffe notwendig systematisch ambig sind (vgl. Kap. 3.3), dann eignet jeder Theorie notwendig ein zeitdiagnostisches Moment, das in ihrer Anwendung je und je expliziert werden muss (vgl. auch Kelle 2008a, S. 58 ff. sowie S. 98). Empirische Sozialforschung, so könnte man vor dem Hintergrund dieser Überlegungen formulieren, ist derjenige Teil der Theoriebildung, der auf die Unabgeschlossenheit der soziologischer Theorie verweist: Empirie *ist* Theorie sofern sie unabgeschlossen ist.

Theorie und Empirie erscheinen aus dieser Blickrichtung als unterschiedliche Momente einer übergreifenden Erkenntnispraxis, die durch eine prinzipielle Spannung zwischen empirischen und theoretischen Gegenstandsbezügen gekennzeichnet ist und mit der Unterscheidung von empirischen Daten und theoretischem Vorwissen nur ungenau modelliert wird. Vor diesem Hintergrund muss eine deduktivistisch-selbstreferentielle Theoriebildung ebenso problematisch erscheinen, wie jede induktivistische Empiriekonzeption, denn beide Ansätze laufen auf eine strikte Trennung theoretischer und empirischer Forschungspraxis hinaus. Erstere geht davon aus, Theorie bilden zu können, bevor diese mit Erfahrung konfrontiert wird; letztere behauptet, Erfahrungen machen zu können, ohne theoretische Begriffe vorauszusetzen.

Innerhalb des Bereichs sozialwissenschaftlicher Empirie tritt diese problematische Tendenz insbesondere in Gestalt eines im weitesten Sinne abbildtheoretischen Selbstverständnisses empirischer Forschung auf. Herbert Kalthoff kritisiert ein solches Verständnis soziologischer Forschung dahingehend, „daß soziologische Theorie nicht als Repräsentationsidiom verstanden werden kann, so als würde sie Gesellschaft oder gesellschaftliche Umstände auf realistische Weise abbilden“ (ebd., S. 15). Theorien sind demnach „keine wörtlichen Übersetzungen gesellschaftlicher Wirklichkeit, sondern Vorschläge, diese mit der theoretischen Begrifflichkeit zu sehen und zu begreifen“ (ebd.). Vor dem Hintergrund einer Praxistheorie der Bedeutung kann man dies auch so fassen, dass Theorien deshalb keine „wörtlichen Übersetzungen“ des Beobachteten seien können, weil sie selbst – zumindest gebrochen – schon die Sprache des Gegenstandsbereiches sprechen. Sozialwissenschaftliche Theoriebildung „deals with a universe which is already constituted within frames of meaning by social actors themselves, and reinterprets these within its own theoreti-

cal schemes“ (Giddens 1993, S. 170). Im Sinne dieser „double hermeneutic“ (ebd.) ist die Reziprozität von soziologischer Theorie und Empirie eng verbunden mit der Reziprozität von Soziologie und Gesellschaft überhaupt.

Unter dem Vorbehalt einer genaueren Klärung des Verhältnisses qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden in den folgenden zwei Abschnitten möchte ich mich zunächst Kalthoffs Einschätzung anschließen, dass sich hinsichtlich der Sensibilität für besagte immanente Spannung der Theoriebildung ein Unterschied zwischen interpretativer qualitativer Sozialforschung und standardisierter quantitativer Empirie ausmachen lässt. Wenngleich erstere keineswegs pauschal als ‚immun‘ gegen induktivistische Verkürzungen betrachtet werden kann (vgl. Kelle und Kluge 2008, S. 18 ff.), so ist sie doch einer Reflexion auf die obengenannten erkenntnikritischen und normativen Aporien besonders zugeneigt. So werden zentrale theoretische Bezugspunkte der sprechakttheoretischen Grundlagen dieser Arbeit, wie Reflexivität, Kontextorientierung und eine Orientierung am Alltagsgeschehen als typische Leitgedanken qualitativer Empirie genannt (vgl. Flick et al. 2012, S. 24; Hopf 1993, S. 14 ff.; Kelle 1997, S. 44 ff.). In standardisiert-quantifizierenden Methoden und dem mit diesen meist einhergehenden hypothetiko-deduktiven Modell sozialwissenschaftlicher Theoriebildung zeigt sich hingegen ein starker dichotomisierender Umgang mit dem Verhältnis von Theorie und Empirie (vgl. Kelle und Kluge 2008, S. 16).

Auf die Tendenz standardisierter Empirie zur systematischen Ausklammerung des Wechselseitverhältnisses von Theorie und Empirie wird im folgenden Abschnitt 5.3 genauer eingegangen. Hier sei zunächst die besondere Nähe qualitativer Sozialforschung zu den oben explizierten erkenntnikritischen Grundlagen sozialwissenschaftlicher Methodologie herausgestellt: In aller Kürze kann man diese Sensibilität für die Verwobenheit von Theorie und Empirie als eine kritische Selbstreflexivität fassen, mit der die qualitative Forschungsmethode systematisch die Unterscheidung zwischen beiden Bereichen im empirischen Forschungsprozess unterläuft. Wo im Rahmen einer hypothetiko-deduktiven Forschungslogik die Genese neuer Hypothesen als „unbegründete und unbegründbare Antizipationen“ (Karl Popper zit. n. Kelle 1997, S. 137) aufgefasst und von der empirischen Geltungsprüfung strikt getrennt wird, integrieren die methodologischen Grundlagen qualitativer Forschung Genese und Geltung in die Arbeit am empirischen Material. Entscheidend ist dabei, dass die Unterscheidung theoretischen und empirischen Wissens *im Prozess* der empirischen Forschung reflektiert wird, d.h. in einem Umgang mit empirischem Material, der weder dem theoretischen Vorwissen, noch der empirischen Evidenz ein Primat zuspricht. Stattdessen bleibt qualitative Empirie in Prozess der Bildung von Codes, Kategorien und schließlich Begriffen beständig um ein produktives Wechselseitverhältnis beider Seiten bemüht. Qualitativ-interpretative Forschung wendet Begriffe an und unterläuft diese zugleich durch die Konfrontation mit empirischem Material. Sie sammelt empirische Erfahrungswerte und ist sich zugleich des interpretativen

Gehalts dieser Tätigkeit bewusst: dass sie die Gegenstände der Erfahrung theoretisch betrachtet und insofern auch mit hervorbringt.

Herbert Kalthoff und KollegInnen haben diese paradoxe Reflexivität qualitativer Methoden im Anschluss an Georg Simmel mit dem Titel „theoretische Empirie“ bezeichnet (Kalthoff 2008, S. 9). Ein Kernmoment dieses methodologischen Selbstverständnisses ist die Reflexion auf die *theoretische* ‚Gemachtheit‘ der eigenen *empirischen* Daten, bzw. auf die Annäherung von Datum und Lesart in der eigenen Forschungstätigkeit. Zwar messen auch qualitative Methoden der Empirie einen hohen Stellenwert bei, im Sinne einer prinzipiellen Skepsis gegenüber der Vertrautheit und Verfügbarkeit gesellschaftlicher Gegenstände (vgl. ebd., S. 16): Es muss prinzipiell davon ausgegangen werden, dass Forschungsgegenstände den Forschenden fremd und die Geltungsreichweite soziologischen Wissens begrenzt ist. Dem stellt sich aber ein Bewusstsein darüber entgegen, dass der „starke Stellenwert des Empirischen durch eine Neigung auszubalancieren ist, die die Relation von Daten und Generierungsprozeß reflexiv mitführt. Denn was sich dem Forscher als ‚Datum‘ darbietet, ist etwas durch den Forschungsprozeß ‚Gemachtes‘: Faktum und Fiktion werden einander deutlich angenähert.“ (Ebd., S. 18)

Ein zweites Kernmoment theoretischer Empirie ist die Ausrichtung der empirischen Forschung, nicht auf die möglichst präzise und detailreiche Beschreibung eines Gegenstandes oder auf die Prüfung bereits existierender theoretischer Sätze, sondern auf die Fort- und Neuentwicklung theoretischer Perspektiven. Dieses Selbstverständnis der qualitativen Forschungspraxis schließt an die zuvor gemachte Feststellung an, dass die „Rekonstruktion des sozialen Geschehens die Konstruktion des wissenschaftlichen Objekts reflexiv mitführt“ (ebd., S. 20):

„Weder sind also ihre Forschungsinstrumente theorieneutral, denn sie arbeiten immer schon mit bestimmten Annahmen über das Soziale, noch übt sie sich in theoretischer Zurückhaltung. Ihr geht es vielmehr darum, soziologische Theorien für die eigene Forschung in dem Sinne zu aktivieren, daß durch sie hindurch das empirische Material ‚zum Sprechen‘ gebracht und auf diesem Wege Theorie entfaltet werden kann, indem diese ihr Potential bei der empirischen Analyse zeigt.“ (Ebd., S. 20 f.)

Es lassen sich in der Methodologie qualitativer Sozialforschung also zwei Grundmerkmale finden, die der im vorigen Kapitel 4.5 beschriebenen Theorieperspektive einer erschließenden Kritik nahe stehen: Eine Reflexivität hinsichtlich des reziproken Spannungsverhältnisses von Genese und Geltung gewonnener Theorieaussagen sowie eine daraus abgeleitete rhetorisch-erschließende Funktion sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Deutungen als „second order“ concepts“ (Giddens 1984, S. 284) und sich selbst immer auch als Teilnehmerin des beobachteten gesellschaftlichen Phänomens begreift. Eine „empirisch begründete Theoriebildung“ (Kelle 1997) mittels qualitativer Methoden ist weder allein mit der prüfenden Anwendung

,externen‘ Theoriewissens befasst, noch kann sie sich als quasi theoriefreie ,interne‘ Anschauung von Tatbeständen verstehen, durch die neue Erkenntnisse unmittelbar aus den Daten „emergieren“ (ebd., S. 25). Sie muss stattdessen eine Zwischenposition einnehmen, in der sowohl ein theoretisch informierter Blick das Material auf bestimmte Weise erschließt und dadurch zugleich die investierten Theorieannahmen auf neue Weise ,zum Sprechen gebracht werden‘. Insofern hierbei auch die alltagstheoretischen (Selbst-)Deutungen der Akteure im Untersuchungsfeld miteinbezogen und zu den Theorieannahmen der Forschenden ins Verhältnis gesetzt werden, können „Methoden der qualitativen Sozialforschung [...] zu einem Werkzeug der ‚Ideologiekritik des Alltags‘ werden“ (Kelle und Kluge 2008, S. 35).

5.2 VORURTEILSKRITIK ALS „EMPIRISCH BEGRÜNDETE THEORIEBILDUNG“

Nachdem im vorigen Abschnitt die Reziprozität empirischer und theoretischer Aspekte wissenschaftlicher Erkenntnisoperationen grundlegend umrissen wurde, soll nun im Anschluss an Udo Kelles Konzeption einer „empirisch begründeten Theoriebildung“ (Kelle 1997) der methodologische Rahmen für den theoriegenerativen Aspekt empirischer Forschung abgesteckt werden. Dabei wird zu zeigen sein, inwiefern sich das Modell einer sozialwissenschaftlichen Vorurteilskritik, wie sie im vorigen Kapitel entwickelt wurde, als empirisch begründete Theoriebildung verstehen lässt. Die im vorigen Abschnitt explizierte Spannung zwischen Theorie und Empirie taucht im Rahmen theoriegenerativer Forschung als „Widerspruch zwischen dem Postulat der Theoriegeleitetheit empirischer Forschung einerseits und der Notwendigkeit empirisch begründeter Theoriebildung andererseits“ (Kelle 2008b, S. 329) auf. D.h. qualitativ-sinndeutend Forschende müssen einerseits neues Wissen generieren, das sich von bestehendem Theoriewissen zumindest teilweise unterscheidet, und sie müssen dabei zugleich anerkennen, dass sie nichts werden „sehen“ können, was nicht durch ex ante bestehende Theoriebestände schon mit strukturiert wird. Wenn es unverzichtbar ist, Theorieannahmen in den empirischen generativen Forschungsprozess einzubeziehen, weil jede auch noch so unvoreingennommene Beobachtungsoperation ein theorieimprägniertes „*seeing as*“ impliziert (Hanson 1972, S. 19), so hängt das Gelingen empirisch begründeter Theoriebildung ab von einer prekären Balance zwischen theoretischer Überformung des Gegenstands und induktivistischem Selbstmissverständnis (vgl. Kelle und Kluge 2008, S. 18 ff.).

Udo Kelle hat zur methodologischen Reflexion und methodischen Handhabung dieses Balanceakts eine systematische Unterscheidung verschiedener Typen und Verwendungsweisen theoretischen Vorwissens in der Empirie vorgeschlagen. Im

Anschluss an eine Formulierung Barney Glasers und Anselm Strauss' beschreibt er diese Reflexivität als „theoretische Sensibilität“ der Forschenden. Die theoretischen Konzepte, die eine solche Sensibilität ermöglichen, können im Anschluss an Herbert Blumer als „sensitizing concepts“ bezeichnet werden (Kelle und Kluge 2008, S. 28):

„ForscherInnen sehen die Realität ihres empirischen Feldes stets durch die ‚Linsen‘ bereits vorhandener Konzepte und theoretischer Kategorien, sie benötigen eine bestimmte theoretische Perspektive, um ‚relevante Daten‘ zu ‚sehen‘. Die Verfügbarkeit und flexible Verwendung dieser theoretischen Perspektiven führt zu der von GLASER und STRAUSS beschriebenen ‚theoretischen Sensibilität‘, der Fähigkeit, über empirisch gegebenes Material in theoretischen Begriffen zu reflektieren.“ (Ebd.)

Um eine Methodisierung dieser Reflexivität zu ermöglichen, greift Kelle auf die Konzepte des „empirischen Gehalts“ (Kelle und Kluge 2008, S. 35) sowie der „Abduktion“ bzw. „qualitativen Induktion“ (Kelle 1997, S. 145 ff.) zurück. Das Gelingen empirisch begründeter Theoriebildung lässt sich demnach dadurch befördern, dass (1) die dabei gebrauchten „sensibilisierenden Konzepte“ (Kelle und Kluge 2008, S. 30) weitgehend empirisch gehaltlos sind und (2) die Forschenden ihre empirische Praxis nach dem Modell eines abduktiven Schließens reflektieren. Beide Konzepte werden im Folgenden kurz umrissen und auf das empirische Vorgehen der vorliegenden Arbeit angewandt.

Das Kriterium des empirischen Gehalts, das auf die wissenschaftstheoretischen Arbeiten Karl Poppers zurückgeht, bezeichnet den Grad, indem sich eine formulierte Hypothese der Falsifikation durch empirische Befunde aussetzt: „Je mehr mögliche Beobachtungsaussagen formuliert werden können, die zu einer Theorie in Widerspruch stehen, desto höheren empirischen Gehalt hat diese Theorie.“ (Kelle und Kluge 2008, S. 35) Wenngleich es für den Übergang von empirisch gehaltvollen zu gehaltlosen Theorien in den Sozialwissenschaften kein exaktes Kriterium geben kann, so lassen sich ihre Theoreme häufig doch zumindest tendenziell einer der beiden Seiten zuordnen. Als Beispiel für ein empirisch relativ gehaltloses Theorem nennt Kelle die Annahmen der soziologischen Rollentheorie (Kelle 2005, S. 15 f.). Die Theorieannahme, dass soziale Handlungen durch Rollenerwartungen geprägt sind, lässt sich auf nahezu jede beobachtbare Interaktion anwenden, dementsprechend aber auch an keiner Beobachtung empirisch falsifizieren. Eine Hypothese der folgenden Form hingegen, kann nach vergleichsweise klaren Kriterien an empirischen Befunden scheitern:

„Bei einer Befragung von 2000 zufällig gezogenen jungen Erwachsenen bejaht derselbe Anteil von Personen mit formal niedrigem wie mit formal hohem allgemeinbildendem Schulab-

schluss Einstellungsfragen, die eine fremdenfeindliche Einstellung zum Ausdruck bringen.“ (Kelle und Kluge 2008, S. 36)

Die Formulierung von Hypothesen mit einem größtmöglichen empirischen Gehalt ist typisch für das Vorgehen einer hypothetiko-deduktiven, hypothesesentestenden Forschung. In hypothesengenerierender Empirie dagegen, kann gerade eine empirische Gehaltlosigkeit der gebrauchten Begriffe von Vorteil sein. Die Tatsache, dass diese keine unmittelbaren empirischen Vorhersagen bzw. Tests zulassen, qualifiziert sie in besonderer Weise dazu, im Rahmen qualitativer Empirie als „Heuristiken“ zu dienen. Sie stellen dann „dem Forscher oder der Forscherin jene ‚Linsen‘ oder theoretischen Perspektiven zur Verfügung, durch die er oder sie soziologisch relevante Phänomene überhaupt erst wahrnehmen und beschreiben kann“ und sind „gleichzeitig hinreichend ‚offen‘, so dass die Gefahr verringert wird, dass die Relevanzsetzungen der Befragten durch die vorgängigen Forscherhypothesen überblendet werden“ (ebd., S. 37).

Der in den vorausgegangenen Kapiteln 2 bis 4 entwickelte performative Antiamerikanismusbegriff kann als ein solches empirisch gehaltloses Theorem aufgefasst werden. Die Bestimmung von Antiamerikanismus als *Sprechhandeln* bzw. die damit verknüpfte Annahme verschiedener *rhetorischer Funktionen von Amerikastereotypen* in verschiedenen *Funktionskontexten* lässt sich zunächst auf jedes Sprechen über Amerika anwenden und beinhaltet an sich keinerlei empirische Aussagen über dessen Gehalt und Form. Hierzu müssen erst die besagten *Amerikastereotype*, *Funktionskontakte* und *rhetorischen Funktionen* empirisch spezifiziert werden. Die genannten Komponenten eines performativen Antiamerikanismusbegriffes können hierbei „als theoretische Matrix oder als theoretisches Raster verwendet werden, welches dann anhand empirischer Beobachtungen zunehmend ‚aufgefüllt‘ wird.“ (Kelle und Kluge 2008, S. 37)

Das theoretische Raster, das den interpretativen Umgang mit dem Material anleitet, kann im Verlauf der Analyse selbst modifiziert und ausgebaut werden. So kommen in der vorliegenden Studie weitere Analyseheuristiken zum Einsatz, bspw. der in Kapitel 4 mit dem Begriff der „Ungleichheitssemantik“ beschriebene rhetorische Zusammenhang von Vorurteil und Diskriminierung oder das aus der Antisemitismustheorie adaptierte Konzept der „Kommunikationslatenz“ (für eine Überblicksdarstellung der gebrauchten heuristischen Konzepte vgl. Kap. 5.6). Auf diesem Weg wird die allgemeine Analyseheuristik des performativen Antiamerikanismusbegriffes im Dialog mit dem empirischen Material nach und nach mit zunehmend empirisch gehaltvollen Theoriefragmenten angereichert. Die so am empirischen Material gewonnenen Verknüpfungen der gehaltlosen Heuristik mit beobachtbaren sozialen Tatbeständen können als „Brückenhypothesen“ verstanden werden (Kelle 1997, S. 104 ff.) die eine empirisch gehaltvolle Bestimmung von Antiamerikanismus zulassen. Die empirische Gehaltlosigkeit der Analyseheuristiken

dient der Erschließung neuer Antiamerikanismustheorie, weil sie der Mittelbarkeit der Verbindung von theoretischem Erkennen und empirischer Evidenz Rechnung trägt, die im vorigen Abschnitt beschrieben wurde: Weder ist das, was ich im Material finde, an diesem ohne theoretische Vermittlung ablesbar, noch kann ich Theorie weiterentwickeln ohne empirische Impulse aufzugreifen, die über bestehendes Wissen hinausweisen.

Es ist an dieser Stelle auf eine besondere Problematik des zeitlichen Ablaufs theoriegenerativer Forschung hinzuweisen: Die im Verlauf der vorliegenden Kapitel als Analyseheuristiken und somit als *Ausgangsbedingung* der empirischen Analysen genannten Konzepte, der Begriff der Ungleichheitssemantik, die rhetorische Funktion des Vorurteils etc., sind in gewisser Weise zugleich *Ergebnis* des empirischen Forschungsprozesses. Die genannten heuristischen Begriffe wurden zumindest teilweise nicht *vor* der empirischen Erhebung und Analyse, sondern im Laufe der Empirie expliziert. In übertragenem Sinne könnte man diese eigenartige Gleichzeitigkeit, mit der Analyseheuristiken zugleich Bedingung und Ergebnis von Erkenntnisprozessen sein können, mit dem psychoanalytischen Begriff der „Nachträglichkeit“ fassen (vgl. Dahl 2010)¹: Man bezieht sich auf etwas Vorhergegangenes (bspw. ein traumatisches Erlebnis) aus der Perspektive eines durchlaufenen Erfahrungsprozesses, der durch jenes Vorhergegangene selbst angestoßen wurde, zugleich aber den Rückblick darauf strukturiert. D.h. übertragen auf das methodische Vorgehen: Es muss einen Begriff gegeben haben (z.B. den des performativen Sprechens), damit empirisches Material als unter diesen Begriff fallend interpretiert werden konnte, aber zugleich hängt das Erscheinen des Begriffes von ebendieser Interpretation ab. In der methodologischen Konzeption von Udo Kelle und Susann Kluge wird diesem Umstand durch den Hinweis Rechnung getragen, dass theoretische Heuristiken häufig erst im Prozess der Analyse aus dem impliziten Vorwissen der Forschenden entstehen:

„Das (implizite) soziologische Theoriewissen dient in einem solchen Fall als ‚Linse‘ oder ‚Brille‘, durch die der Forscher oder die Forscherin die empirische Realität wahrnimmt. Bestimmte Phänomene können dann beispielsweise als ‚Rollenkonflikte‘, ‚Stigmatisierungsprozesse‘ oder ‚funktionale Differenzierung‘ (um nur einige soziologische Begriffe nahezu willkürlich herauszugreifen) ‚gesehen‘ werden, auch wenn nicht zu Beginn der Untersuchung die explizite Erwartung formuliert wurde, Stigmatisierung, Rollenkonflikte oder funktionale Differenzierung im Untersuchungsfeld zu beobachten. Das Ausmaß, in dem ForscherInnen solche impliziten Konzepte kognitiv zur Verfügung stehen, macht ihre theoretische Sensibilität

¹ Meiner Adaption psychoanalytischer Konzepte beruht auf einem Verständnis der Psychoanalyse als einer kritischen Hermeneutik bzw. Praxistheorie, die handlungstheoretische sowie normative Dilemmata und Paradoxien zum Gegenstand hat (vgl. Habermas 1973, S. 277; Davidson 1982; Rorty 1995; Billig 1997).

aus, ihre Fähigkeit, empirische Sachverhalte in einer theoretischen Sprache zu beschreiben. In manchen Fällen kann dieses theoretische Vorwissen vor der Datenerhebung ausführlich expliziert werden, häufig ist eine solche Explikation aber schwierig.“ (Kelle und Kluge 2008, S. 32)

In gewissem Sinne ergibt sich also die begriffliche Grundlage qualitativ-hypothesengenerierender Forschung, die notwendige Voraussetzung jeder Empirie, erst im Verlauf der empirischen Forschung.

Diesem paradoxen Spannungsverhältnis der Analyseheuristik trägt auch das zweite Konzept Rechnung, dass Kelle zur Methodisierung des „Entdeckungszusammenhangs“ (Kelle 1997, S. 133) empirisch begründeter Theoriebildung heranzieht: Die erstmals von Charles S. Peirce beschriebene Schlussform der Abduktion bzw. der qualitativen Induktion. Wenn der Prozess der Entdeckung neuer Hypothesen einerseits auf bestehendes Theoriewissen zurückgreift, andererseits aber ein kreatives Moment beinhaltet, so bewegt er sich logisch gesprochen in einem Bereich zwischen deduktiven und induktiven Schlussformen. Mit der hypothetischen Schlussfolgerung hat Peirce in einer Umstellung dieser klassischen Syllogismen (vgl. Kelle 1997, S. 151) eine dritte Schlussform formuliert, die er unter Differenzierung zweier Varianten als Abduktion bzw. qualitative Induktion bezeichnet.² Zum besseren Verständnis dieser Konzepte seien die Formen der Induktion und Deduktion hier noch einmal in Erinnerung gerufen (vgl. Kelle 2008a, S. 89): Die Deduktion nimmt, in der Terminologie der klassischen Syllogistik gesprochen, ihren Ausgangspunkt bei einer Kombination von allgemeiner Regel (Prämissa maior) und beobachtetem Fall (Prämissa minor) und schließt dabei wahrheitskonservierend aber nicht gehaltserweiternd auf ein Resultat (Konklusion).³ Die Induktion hingegen beobachtet (wiederholt) das gemeinsame Auftreten von Resultat und Fall, und schließt dabei gehaltserweiternd aber nicht wahrheitskonservierend auf eine allgemeine Regel.⁴ Die qualitative Induktion beschreitet nun einen dritten Weg, indem

-
- 2 Die hier gebrauchten Begriffe sind das Ergebnis einer längeren terminologischen Entwicklung in Peirce's Schriften, deren Verlauf für die hiesigen Zwecke aber vernachlässigt werden kann (vgl. dazu Kelle 1997, S. 152 ff.; Kelle 2008a, S. 89).
 - 3 Beispielsweise weiß ich, dass mein Nachbar die Spiele des örtlichen Fußballvereines stets besucht (Regel), beobachte weiterhin, dass am heutigen Tag ein solches Spiel stattfindet (Fall), und schließe somit sicher darauf (gegeben die Gültigkeit der allgemeinen Regel), dass der Nachbar demnächst aufbrechen wird, um das Spiel zu sehen, oder dies schon getan hat (Resultat).
 - 4 Beispielsweise beobachte ich wiederholt, dass mein Nachbar bei Spielen des örtlichen Fußballvereins (Fall) an diesen Ereignissen teilnimmt (Resultat), und schließe somit darauf, dass er dies in Befolgung einer allgemeinen Regel tut, wobei ich allerdings auch irren kann (die Möglichkeit, dass er sich eines Tages entgegen der von mir induzierten Re-

sie die Beobachtung eines zunächst sich grundlos darstellenden Resultates zum Ausgangspunkt nimmt und dieses um eine bereits bekannte Regel ergänzt, um das Beobachtete als Fall dieser Regel begreifen zu können.⁵ Die Abduktion stellt lediglich eine radikalierte Variante dieser „Schlussfolgerung auf die beste Erklärung“ (ebd.) dar, in der ein beobachtetes Resultat nicht unter Hinzunahme einer bekannten Regel erklärt, sondern die erklärende Regel zugleich variiert oder neu gebildet wird. Hier wird also gleichzeitig, und daher besonders riskant, auf Regel *und* Fall geschlossen.

Seine methodologische Relevanz im Rahmen der qualitativen Sozialforschung erhält das Konzept der Abduktion vor allem als Impulsgeber methodologischer Reflexivität. So reflektiert der Abdunktionsbegriff zunächst einmal dasselbe Spannungsverhältnis von Theorie und Empirie, zu dessen Veranschaulichung bereits der Begriff des empirischen Gehalts herangezogen wurde: Es zeigt (1), dass ich auch und gerade dann, wenn ich neue Hypothesen am Material generiere, auf theoretisches Vorwissen Bezug nehmen muss, sowie (2), dass die Geltungreichweite der generierten Hypothesen durch die Deutung selbst nicht sicher ermessen werden kann. Insbesondere letzterer Punkt ist zu betonen, da sich mit dem Konzept der Abduktion häufig die irrtümliche Hoffnung verbindet, dieses könne an sich schon die Validität empirischer Forschungsergebnisse sichern (vgl. Reichertz 2013, S. 38 ff.). Peirces Konzept der hypothetischen Schlussfolgerung beschreibt aber „nicht eine Methode der Forschung, sondern nur eine Form der Schlussfolgerung“ (Kelle 2008a, S. 128), und kann somit nicht als methodische Verfahrensregel dienen. Die Regelanwendung bzw. Regelneubildung, die in hypothetischen Schlussfolgerungen geschieht, findet weder in der logischen Form des Schlusses oder dem präsupponierten allgemeinen Gesetz Halt (wie etwa bei der Deduktion), noch kann sie sich statistisch bzw. probabilistisch auf die Häufung der beobachteten Resultate stützen (wie bei der quantitativen Induktion). Ihren Nutzen entfalten die Konzepte der Abduktion und qualitativen Induktion vielmehr bei der theoretischen Verortung neu-generierter Hypothesen im Rahmen bestehenden Theoriewissens, sowie als Quelle einer angemessenen Skepsis hinsichtlich der Geltung empirisch begründeter Theoreme.

gel verhalten wird, ist durch keine vorhergegangene Beobachtung vollends auszuschließen).

5 Beispielsweise beobachte ich, dass mein Nachbar sich auf den Weg zum örtlichen Fußballplatz macht (Resultat), weiß um die allgemeine Regel, dass er dies bei Spielen ‚seines‘ Vereins stets zu tun pflegt (Regel), und schließe nun darauf, dass ein solches Spiel heute stattfindet (Fall), wobei ich allerdings irren kann (es gibt prinzipiell unendlich viele Alternativerklärungen dafür, dass er sich zum Fußballplatz begibt, z.B. könnte er selbst dort trainieren, als Platzwart arbeiten, etc.).

Auf das empirische Vorgehen der hier entwickelten Vorurteilskritik lässt sich der Abduktionsbegriff wie folgt anwenden: Die Kritik nimmt, wie in Kapitel 4.5 beschrieben, ihren Ausgangspunkt an einem erklärbungsbedürftigen bzw. problematisierten Gegenstand. Im Fall antiamerikanischer Vorurteile geschieht diese Problematisierung einerseits von sozialwissenschaftlich-theoretischer Seite her, als „Definitionsproblem“ des Antiamerikanismusbegriffes (vgl. Kap. 2.2); andererseits greift die Vorurteilsforschung mit ihrer Gegenstandsbestimmung immer auch gesellschaftliche Diskurse auf, in denen das anvisierte Phänomen als normatives Problem angesprochen wird (vgl. Kap. 3.3 und 4.5). Aus diesen beiden Quellen (alltags-)theoretischen Vorwissens speist sich die „theoretische Sensibilität“, mit der die Forschungsfrage am empirischen Material behandelt wird. Theoreme der Vorurteils-, Diskriminierungs- und Nationalismusforschung sowie alltagstheoretische Wissenbestände hinsichtlich politischer Rhetorik und Gesprächsverhalten werden als Analyseheuristiken herangezogen, und in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material so arrangiert, dass dieses auf neue Weise als Antiamerikanismus beschreibbar wird, was auch eine Neufassung des Antiamerikanismusbegriffes impliziert. Hierbei kann insbesondere das Konzept der qualitativen Induktion zur Veranschaulichung der geleisteten theoretisch-empirischen Arbeit dienen. So lassen sich alle Ergebnisse der vorliegenden Arbeit als Adaptionen von Theoriefragmenten aus verwandten Arbeitsbereichen beschreiben: Die These einer antiamerikanischen Normalisierung des Holocaust greift Forschungsergebnisse zum sekundären Antisemitismus auf (Holz 2007; Bergmann und Erb 1986), um verwandte rhetorische Mechanismen im antiamerikanischen Sprechen nachzuweisen. Die These einer antiamerikanischen Abwehr von Rassismusvorwürfen bzw. Rechtfertigung ethnozentrischer Identitätskonstruktionen kombiniert Theoreme eines rhetorischen bzw. symbolischen Rassismuskonzeptes (Martin 2013; Weiß 2001) und einer wissenssoziologischen Ethnozentrismuskritik (Nassehi 1997a; Rieker 1997), um überraschende Resultate im Interviewmaterial als Fall antiamerikanische Rhetorik verstehbar zu machen. Und auch die gesellschaftstheoretische Rahmung des performativen Antiamerikanismusbegriffes insgesamt kombiniert ungleichheits- und diskriminierungstheoretische (Berger 1989; Neckel und Sutterlüty 2005; Menke 2004) mit ideologiekritischen (Adorno 2003a; Billig 1991), sprechakttheoretischen (Winch 1966; Wellmer 2004; Butler 2006) sowie vorurteilstheoretischen Konzepten (Wetherell und Potter 1992; Dixon et al. 2012) – und liefert auf diese Weise ein neues Modell zur soziologischen Fundierung des Antiamerikanismusbegriffes, das auf Probleme der normativen Verortung sowie des theoretischen Reduktionismus reagiert.

Bei allen diesen theoriegenerativen Schritten muss zugleich aber klar sein, dass die Geltungsreichweite der darin formulierten Hypothesen empirisch ungeklärt bleibt. Zwar baut das entwickelte Konzept genetisch auf einer breiten Basis empirischer Indizien auf. Die Generalisierbarkeit der qualitativ-induktiv entwickelten Interpretationen hinsichtlich größerer Populationen kann aber auf der Grundlage die-

ser Plausibilität allein nicht zuverlässig geschätzt werden (vgl. Kelle 2008a, S. 144 ff.).

Zusammenfassend kann eine enge Verwandtschaft zwischen den Methodologien abduktiv-theoriegenerativer Empirie und erschließender Kritik festgehalten werden. Dies gilt hinsichtlich dreier Aspekte: Es lässt sich erstens das Bewusstsein der unsicheren Geltungsreichweite neu generierter Hypothesen, das die Reflexion auf die hypothetische Schlussfolgerung methodologisch erzeugt, mit dem Bewusstsein der Unabgeschlossenheit und des letztlich rhetorischen Charakters der erschließenden Kritik vergleichen. Auch für letztere ist ein Bewusstsein darüber charakteristisch, dass ihre Deutungen „immer nur vorläufig“ sein können, „weil ihr das Kriterium für die Beurteilung ihres Gelingens konstitutiv fehlt“ (Bonacker 2000, S. 184).

Zweitens weisen beide methodologischen Standpunkte eine besondere Sensibilität für die erkenntnikritische Balance zwischen theoretischer Überformung und induktivistischem Selbstmissverständnis auf: Als ein zentrales Kriterium einer erschließenden Kritik wurde in Kapitel 4.5 die Teilnahme am kritisierten Gegenstand bezeichnet. Um seinen Gegenstand treffen zu können, muss die Kritik sich als Mit-Reproduzentin des beobachteten Phänomens verstehen bzw., umgekehrt formuliert, müssen im beobachteten Gegenstand zumindest Spuren der normativen Ausgangsposition der Kritik (etwa der egalitären Norm) aufzuweisen sein. Analog hierzu lässt sich der Anspruch einer „theoretischen Sensibilität“ verstehen, den Relevanzsetzungen und Sinndeutungen in der beobachteten Praxis das gleiche Gewicht beizumessen, wie den theoretischen Begriffen, die an es herangetragen werden. Wie die Methodologie einer „immannten Kritik“ (Honneth 2007c, S. 68; vgl. auch Kap. 4.5.2) kann auch die qualitativ-interpretative Sozialforschung weder eine externe, noch eine rein interne Position gegenüber ihrem Gegenstand einnehmen. In der Praxis erschließender Kritik sowie in der empirisch begründeten Theoriebildung ist das Ziel vielmehr ein theoretisch produktiver *Dialog* von alltagstheoretischer und wissenschaftlicher Sprache.

Damit hängt schließlich eine dritte Übereinstimmung zwischen beiden methodologischen Konzeptionen zusammen: Es wurde im vorigen Kapitel expliziert, dass sozialwissenschaftliche Kritik sich gerade dadurch auszeichnet, dass sie in der Anwendung ihrer Konzepte nicht nur die beobachteten Handlungen neu interpretiert, sondern dabei zugleich ihre eigenen Begriffe modifiziert und verändert. Auf einen sehr ähnlichen Zweck zielt auch die empirisch begründete Theoriebildung mit der Verwendung abduktiver Schlussformen ab: „Abduktionen erfordern eine Revision bisheriger Annahmen, Elemente bislang für sicher gehaltener Wissensbestände werden aufgegeben, modifiziert, voneinander getrennt und neu kombiniert.“ (Kelle 1997, S. 156) Erschließende Kritik wie abduktiv-empirische Theoriebildung verlangen nach einer „exakte[n] Phantasie“ (Adorno 1973a, S. 342), d.h. nach einer

„Verklammerung von kreativen und methodisch kontrollierten Vorgängen“ im theoretisch-empirischen Erkenntnisprozess (Kelle 1997, S. 180).

5.3 DIE INTEGRATION QUALITATIVER UND QUANTITATIVER METHODEN IN DER EMPIRISCH BEGRÜNDETEN THEorieBILDUNG

In den vorherigen beiden Abschnitten wurde das Verhältnis einer erschließenden Vorurteilkritik zur Methodologie empirisch begründeter Theoriebildung erörtert. Hierbei lag der Fokus auf qualitativ-interpretativen Verfahren und deren besonderer Nähe zu einem praxistheoretisch-performativen Theorieansatz. Die vorliegende Arbeit basiert aber, trotz eines klaren Fokus auf qualitativer Empirie, auf einem methodenintegrativen Forschungsdesign: Den Ausgangspunkt der empirischen Analysen bildet eine Survey-Studie, in der ein likert-skaliertes Instrument zur Erhebung antiamerikanischer Vorurteile eingesetzt wurde. Im folgenden Abschnitt sollen daher nun Aufbau und Funktion des Mixed Methods Designs der vorliegenden Studie vorgestellt und methodologisch eingeordnet werden. Hierbei wird sich zeigen, dass sozialwissenschaftliche Empirie grundlegend durch eine Spannung zwischen interpretativen und generalisierenden Erkenntnisoperationen gekennzeichnet ist, die auch durch methodenintegrative Forschungsdesigns nicht aufgelöst werden kann. Vielmehr muss die Kombination qualitativ-interpretativer und quantitativ-generalisierender Designkomponenten selbst wiederum als gelingend *interpretiert* werden. Diese im Anschluss an Udo Kelles Abduktionskonzept sowie die in Kapitel 4.5 explizierten erkenntnikritischen Überlegungen entwickelte Lesart kann anschließend in Zusammenhang mit der praxistheoretischen und ideologiekritischen Anlage dieser Arbeit gebracht werden.

In aller Kürze kann der Aufbau der vorliegenden Studie als sequentielles quantitativ-qualitatives Mixed Methods Design bezeichnet werden (vgl. Kelle 2008a, S. 286). Die statistischen Ergebnisse einer Surveyuntersuchung bilden darin Explananda, zu deren Erklärung in einer anschließenden qualitativen Studie Hypothesen generiert werden. Die standardisierte Empirie ermöglicht zugleich den Feldzugang für die qualitative Datenerhebung, d.h. die Teilnehmenden der Interviewstudie bilden ein Subsample des Survey, wodurch eine engere Verknüpfung beider Designkomponenten erzielt wird. Von der Warte des qualitativen Untersuchungsteils aus betrachtet, dienen die Surveydaten also einerseits „der Identifikation von (ggfs. schwer interpretierbaren) statistischen Zusammenhangen, die als Explananda die Suche nach sozialwissenschaftlichen Erklärungen anregen sollen“ (Kelle 2008a, S. 286). Zugleich ermöglichen die im Survey erhobenen Antiamerikanismus-Skalen aber auch die „Identifikation von Kriterien für die Fallauswahl für den qualitativen

Anteil der Studie“ (ebd.).⁶ Einer Klärung der Geltungsreichweite der qualitativ-interpretativ generierten Hypothesen kann dieses Design nicht leisten. Wie im vorherigen Abschnitt bereits angerissen, haben die qualitativen Ergebnisse hier grundlegend hypothetisch schlussfolgernden Charakter und bleiben somit hinsichtlich ihrer begrifflichen Geltung „mehr oder weniger riskante Vermutungen“ (ebd., S. 145).

An dieser Stelle soll einem Einwand vorgegriffen werden, der gegenüber dem beschriebenen Forschungsdesign mit einiger Berechtigung formuliert werden könnte. Er betrifft eine gewisse Reibung zwischen der sprechakttheoretisch-rhetorischen Theoriegrundlage der vorliegenden Arbeit und dem gleichzeitigen Anschluss an standardisierte Verfahren der Vorurteilsempirie. Tatsächlich legen Fragestellung und Theorieanlage der Arbeit erhebliche Zweifel an der Validität standardisierter ‚Messungen‘ von Antiamerikanismus nahe. Vor dem Hintergrund einer Praxistheorie der Bedeutung muss das Vorgehen standardisierter Empirie als weitgehende Ausblendung genau jenes Gebrauchsaspekts erscheinen, der die Rede von einem vorurteiligen Gehalt jeweiliger Sprechweisen überhaupt erst begründet.⁷ Wenn, wie

- 6 In der Terminologie von John W. Creswell und Vicki L. Plano Clark würde man von einem „explanatory sequential design“ sprechen (Creswell und Plano Clark 2011, S. 67 ff.), in dem die Analysen des qualitativen Strangs die statistischen Befunde erklären. Diese Bezeichnung kann zu Missverständnissen führen, da in ihr eine ebenso strikte wie unge naue Unterscheidung von erklärenden und verstehenden (bzw. ‚explorativen‘) Verfahren gebraucht wird (die umgekehrte Reihung von qualitativen und quantitativen Verfahren heißt bei Creswell und Plano Clark „exploratory sequential design“, vgl. ebd.). Geht man von einer grundlegenden Reziprozität bzw. Konvergenz erklärender und sinnverstehender Erkenntnisprozesse aus (vgl. Kelle 2008a, S. 111 ff. sowie S. 267), könnte man das „explanatory sequential design“ genauso gut als „interpretive sequential design“ oder eben „exploratory sequential design“ bezeichnen.
- 7 Vom Gebrauchsaspekt des wissenschaftlichen Sprechens, also des Sprechens *über* Antiamerikanismus her betrachtet, könnte man die messtheoretische Perspektive auch als den Versuch einer *doppelten* Formalisierung sprachlicher Bedeutung fassen: Nicht nur wird der Antiamerikanismusbegriff definitorisch festgelegt, sondern auch die empirische *Anwendung* dieses Begriffes soll durch (operationale) Definitionen eindeutig geregelt sein. Spätestens an dieser Stelle, der Formalisierung des Gebrauchsaspektes, droht die empirische Soziologie das reflexive Bewusstsein über den Deutungsaspekt ihrer eigenen Beobachtungssprache zu verlieren – und damit auch den Blick für wesentliche Aspekte ihres Gegenstandes. Aaron V. Cicourel hat in seiner Kritik sozialwissenschaftlicher Messverfahren ein ähnliches Argument formuliert: „Die genaue Messung sozialer Handlungen (die impliziert, daß begriffliche Strukturen zahlenmäßige Eigenschaften erzeugen, die existierenden oder konstruierbaren Messungssystemen entsprechen) erfordert den Gebrauch sprachlicher oder nicht-sprachlicher Bedeutungen, die nicht als gegeben ange-

in Kapitel 2 und 3 argumentiert wurde, der situative Gebrauch sprachlicher Ausdrücke deren Bedeutung bzw. perlokutionäre und illokutionäre „Kraft“ (Butler 2006, S. 11) bedingt, dann kann die standardisierte Abfrage von Surveyitems Vorurteile im engeren Sinne nicht beobachten. Denn deren messtheoretische Annahmen gehen ja gerade von einer möglichst *situationsunabhängigen* Zuordnung von Messwerten zu ebenso situationsunabhängig vorhandenen Realitäten aus. Dieses abbildtheoretische Verständnis sprachlicher Bedeutung schließt ex ante den performativen Aspekt des Handlungssinns aus, an dem ein gesellschaftstheoretisch wohlbegründeter Begriff des Vorurteils gerade ansetzt. Das bedeutet nicht, dass Vorurteilsskalen nicht gute Proxyvariablen für vorurteiliges Sprechhandeln sein können; es heißt aber, dass die vermeintliche ‚Messung‘ von Vorurteilen tatsächlich einen interpretativen Akt darstellt, der in empirischen Studien bzw. in deren begrifflich-methodologischer Reflexion häufig wenig Beachtung findet.

Im Lichte dieser Kritik wird allerdings die Funktion der hier erhobenen Antiamerikanismusskalen als Ausgangspunkt für das qualitative Sampling fragwürdig. Das interpretative Verfahren soll die engen Grenzen der standardisierten Vorurteilsempirie überwinden, und muss doch zu einem gewissen Grad die Validität der vorausgegangenen ‚Messung‘ von Antiamerikanismus voraussetzen, um dies überhaupt tun zu können. Salopp formuliert: Wenn man ohnehin nicht überzeugt ist, dass die erhobenen Skalen Antiamerikanismus messen, wieso sollte man anhand dieser Skalen geeignete Interviewteilnehmende zur Rekonstruktion antiamerikanischer Sprechweisen auswählen können?

Mit dieser Frage ist zunächst ein Reibungspunkt im vorgestellten Forschungsdesign treffend bezeichnet. Ich möchte im Folgenden aber anhand einiger Überlegungen zum Verhältnis qualitativer und quantitativer Verfahren in Mixed Methods Designs zeigen, inwieweit diese Reibung das theoretisch-empirische Vorgehen der vorliegenden Arbeit nicht in Frage stellt. In gewisser Weise, so lässt sich argumentieren, stellt eine bloß mittelbare, nicht-reibungslose Passung verschiedener Methodenstränge in integrativen Designs vielmehr eine Notwendigkeit dar, die sich zudem sinnvoll mit den Prämissen einer erschließenden Vorurteilskritik in Einklang bringen lässt.

Traditionell werden quantitative und qualitative Verfahren in den Sozialwissenschaften gemäß einem Methodendualismus aufgeteilt, wobei sich die AnhängerInnen beider Seiten häufig als separaten Schulen zugehörig empfinden (vgl. Kelle 2008a, S. 25 ff.; Giddens 1984, S. 329 ff.). Quantitative Verfahren werden dabei mit der kausaladäquaten Erklärung sozialer Phänomene assoziiert, d.h. mit der Identifikation *fallübergreifend* gültiger Handlungsbedingungen. Qualitative Verfah-

nommen werden können, sondern als Studienobjekte betrachtet werden müssen. Mit anderen Worten, die Messung setzt ein enges Netz gemeinsamer Bedeutungen voraus, d.h. eine Theorie von Kultur.“ (Cicourel 1974, S. 28).

ren hingegen verbindet man üblicherweise mit einem sinnadäquaten Verstehen *fallspezifischer Handlungsbegründungen*. Qualitative Empirie dient demnach v.a. dazu, lokale Wissensbestände und Rationalisierungen individueller Akteure zu beschreiben, während quantitative Empirie mit der Beobachtung kontexttranszender bzw. überindividueller Merkmale befasst ist.

Dieser Methodendualismus lässt sich jedoch aus verschiedenen methodologischen Blickrichtungen als inadäquate Beschreibung sozialwissenschaftlicher Erkenntnispraxen kritisieren. So zeigt etwa Udo Kelle anhand des Konzeptes der hypothetischen Schlussfolgerung die Konvergenz der Schlussformen in qualitativer und quantitativer Empirie auf. Die für den traditionellen Methodendualismus grundlegende Unterscheidung zwischen erklärenden und verstehenden Erkenntnisoperationen beruht demnach „auf einem philosophiegeschichtlich überholten Verständnis dieser Begriffe“ (Kelle 2008a, S. 267):

„Verstehen und Erklären greifen auf dieselbe Form der Schlussfolgerung zurück, den von Peirce beschriebenen ‚hypothetischen Schluss‘ bzw. den ‚Schluss auf die beste Erklärung‘, welcher letztendlich auch in den von Hempel und Oppenheim herangezogenen naturwissenschaftlichen Beispielen verwendet wird.“ (Ebd.)

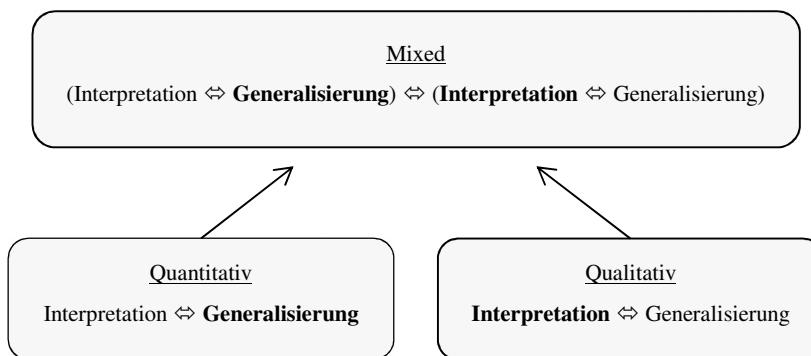
Im Umgang mit unbekannten, überraschenden Phänomenen konvergieren erklärende und verstehende Handlungsbeschreibungen, insofern beide unter Rückgriff auf bestehendes Regelwissen das beobachtete Phänomen als Fall ebener bekannt Regeln verstehbar bzw. erklärbar machen. Eine ähnliche Argumentation ließe sich auch auf der Grundlage von Max Webers Konzeption eines erklärenden Verstehens entwickeln (vgl. Weber 1988, S. 550), demzufolge in sozialwissenschaftlichen Handlungserklärungen kausalanalytische und sinndeutende Aspekte wechselseitig aufeinander bezogen sind.

Zudem lassen sich, so argumentiert auch Kelle (Kelle 2008a, S. 78 f.), mithilfe von Anthony Giddens' Konzept der „duality of structure“ (vgl. Giddens 1984, S. 16 ff.) gute sozialtheoretische Gründe für die Konvergenz qualitativer und quantitativer Verfahren angeben: Soziale Phänomene sind demnach immer gleichzeitig durch überindividuelle Strukturen bedingt und durch individuelle Interpretationen begründet. Akteure greifen in ihrem alltäglichen Handeln auf Regeln und Ressourcen zurück, die unabhängig von ihren individuellen Entscheidungen und Wissensbeständen existieren, gebrauchen und adaptieren diese aber in einem je situativen Handlungskontext gemäß ihrer subjektiven Absichten und Situationseinschätzungen. Eine dualistische Trennung quantitativer und qualitativer Forschungslogiken ist also auch deshalb problematisch, weil sozialwissenschaftliche Theoriebildung qua der Struktur ihres Gegenstandes prinzipiell mit beiden Anforderungen zugleich konfrontiert ist: eine plausible Interpretation des lokalen Handlungssinnes in einem jeweils beobachteten Fall zu leisten und den Nachweis zu erbringen, dass solche

bzw. ähnliche Handlungsmuster auch über den Kreis der beobachteten Fälle hinaus sozial relevant sind. Jede Sozialwissenschaftliche Theoriebildung muss *interpretieren* und *generalisieren* (vgl. Reichertz 2014, S. 74). Allerdings lassen sich die beiden Seiten dieser doppelten Anforderung nicht einfach zur Deckung bringen, sondern bilden eine erkenntnistheoretische Aporie analog zu der in Kapitel 4.5.2 diskutierten Dialektik von Geltung und Genese: Eine Handlungsinterpretation, die sich bruchlos auf sämtliche relevanten Anwendungskontexte generalisieren ließe, wäre keine Interpretation mehr, sondern die deduktive Anwendung einer axiomatischen Regel. Hierin zeigt sich wiederum die Konvergenz erschließender Kritik und interpretativer Sozialforschung: Verstehen ist in beiden Fällen „nur um den Preis des nicht ganz Verstehens möglich“ (Bonacker 2008, S. 71).

In dieser Perspektive erweisen sich quantitative und qualitative Methoden also als unterschiedliche Umgangsweisen mit demselben erkenntnistheoretischen Spannungsverhältnis. Der Unterschied besteht dabei in einer jeweils verschiedenen Schwerpunktsetzung auf kontextsensitive Interpretation bzw. kontextübergreifende Generalisierbarkeit. Diese Auffassung quantitativer und qualitativer Verfahren als verschiedene Bearbeitungsweisen desselben Problems hat Konsequenzen für das Verständnis methodenintegrativer Designs. Zu Anfang dieses Abschnitts wurde die Frage aufgeworfen, ob der hermeneutisch-interpretative Schwerpunkt der vorliegenden Analysen im Widerspruch zum gleichzeitigen Einsatz quantitativer Methoden stehe. Diese Frage kann vor dem Hintergrund des oben explizierten Verständnisses von Methodenintegration folgendermaßen beantwortet werden: Wenn qualitative und quantitative Methoden verschiedene Bearbeitungsweisen derselben „erkenntnistheoretischen Aporie“ (Kelle 1997, S. 180) sind, gibt es letztendlich keine technisch saubere Arbeitsteilung zwischen qualitativ-interpretativen und quantitativ-generalisierenden Verfahren, weil beide die beschriebene Spannung von Interpretation und Generalisierung (bzw. Genese und Geltung) jeweils schon in sich tragen. Sie können deshalb in Mixed Methods Designs nicht zusammengesetzt werden wie Puzzleteile. Methodenintegrative Designs stellen vielmehr selbst ein Verhältnis von Verhältnissen dar (vgl. Abbildung 3). Inwiefern eine Kombination verschiedener Methodenstränge als passend oder produktiv aufgefasst werden kann, ist eine Frage, die nicht nach technischen Regeln in Absehung von Material, Gegenstand und theoretischem Rahmen beantwortet werden kann. Die Entscheidung über die Produktivität eines methodenintegrativen Designs ist letztendlich selbst Deutung, zu der allerdings das Konzept der hypothetischen Schlussfolgerung eine gute heuristische Orientierung bietet.

*Abbildung 3: Methodenintegration als Verhältnis von Verhältnissen
(von Interpretation und Generalisierung)*



Udo Kelle kommt in seiner Kritik konkurrierender Gebräuche der Triangulationsmetapher in der Mixed Methods Literatur zu einem ähnlichen Schluss. Demnach kann die Kombination empirischer Forschungsmethoden weder nach einem mess-theoretischen Modell wechselseitiger Validierung, noch nach dem Muster eines relativistischen Perspektivenpluralismus gedacht werden:

„Die [...] aus der Diskussion um das Triangulationskonzept stammende Frage, ob qualitative und quantitative Methoden eher zur *wechselseitigen Validierung* oder zu einer *gegenseitigen Ergänzung* von Forschungsergebnissen dienen sollten, erweist sich also als empirie- und forschungsfern. Diese beiden Möglichkeiten bilden keinen Gegensatz bei der Methodenkombination: qualitative und quantitative Ergebnisse erscheinen vielmehr oft in einem anderen Licht, wenn sie mit Resultaten kontrastiert werden, die mit Hilfe der jeweils anderen Methodentradition gewonnen wurden. [...] Schlussfolgerungen, die aus Ergebnissen monomethodischer Forschung anfangs gezogen wurden, erweisen sich beim Einbezug zusätzlicher Methoden als fehlerhaft und die Methodenkombination führt dann zu einem umfassenderen und damit gleichzeitig valideren Bild des Gegenstandsbereiches.“ (Kelle 2008a, S. 261)

Qualitative und quantitative Befunde müssen als zueinanderpassend *gedeutet* werden; läge aber in den jeweils konstellierten methodischen Zugängen nicht zugleich schon etwas Korrespondierendes vor, so bliebe völlig uneinsichtig, wieso bzw. in Bezug worauf sich diese pluralistisch ergänzen sollten.⁸

8 Ähnlich argumentiert Thorsten Bonacker in seiner Kritik universalistischer und relativistischer Auffassungen soziologischer Theorievergleiche: „Bei beiden findet sich aus erkenntnikritischer Sicht der gleiche Fehler: Beide gehen von der Identität des Objektes aus, das erkannt werden soll.“ (Bonacker 2001, S. 497)

Im Hinblick auf die Methodologie der vorliegenden Arbeit bedeutet dies, dass die oben formulierte Kritik standardisierter Vorurteilsempirie keine strikte Unterscheidung zwischen ‚richtigen‘ und ‚falschen‘ Methoden trifft. In Kapitel 4.5 wurde als zentrales Merkmal eines nicht-essentialistischen Kritikbegriffes ja gerade herausgestellt, dass Kritik keine entweder-oder Entscheidung bedeutet. Kritik nimmt ihren Ausgangspunkt vielmehr an einer bestehenden Begrifflichkeit, die sie anwendet und im Zuge dieser Anwendung zugleich unterläuft, d.h. gezielt nach den Grenzen begrifflicher Klassifikation fragt.

In diesem Sinne nimmt die vorliegende Arbeit nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch-methodisch ihren Ausgangspunkt bei etablierten Vorurteilskonzepten (prejudice as attitude) bzw. bei einer der am weitesten verbreiteten Formen der Vorurteilsempirie (Likert-skalierte Fragebogeninstrumente), knüpft an diese aber kritisch an. D.h. sie greift grundlegende Annahmen auf, verweist aber zugleich auf Grenzen und Probleme des Ansatzes. In diesem Sinne geht diese Arbeit davon aus, dass einstellungstheoretische Antiamerikanismuskonzepte wichtige Aspekte des Gegenstandes treffen und sich diese zumindest teilweise in der internen Konsistenz (Faktorstruktur) und Konstruktvalidität (Korrelationen mit anderen Vorurteilsformen) standardisierter Instrumente spiegeln. Daher kann sie diese als Quelle statistischer Explananda und als Medium für Fallauswahl und Feldzugang nutzen. Zugleich ist aber die Annahme forschungsleitend, dass die mittels standardisierter Instrumente festgestellten Merkmalsverteilungen und Zusammenhänge einen erheblichen Anteil unbeobachteter Heterogenität (vgl. Holman 2004 sowie Kelle 2008a, S. 233 ff.) beinhalten. Der heuristische Hintergrund des performativen Antiamerikanismusbegriffs legt nahe, dass sich hinter den für die Survey-Population *insgesamt* statistisch ausgewiesenen Zusammenhängen (v.a. zwischen Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen) tatsächlich eine Vielzahl *unterschiedlicher Teilpopulationen* verbirgt, in denen die Zustimmung zu den Antiamerikanismus-Skalen jeweils unterschiedliche Bedeutung haben und auf unterschiedliche Weise mit anderen (Vorurteils-)Konstrukten zusammenhängen kann. In den qualitativ-empirischen Analysen soll daher sichtbar gemacht werden, was durch die korrelative Logik der standardisierten Empirie zwar nahegelegt, zugleich aber auch verdeckt wird: das rhetorische Zusammenspiel der verschiedenen Vorurteilsformen sowie die flexible vorurteilige Performanz antiamerikanischen Sprechens.

In diesem Sinne zielt der qualitative Strang der vorliegenden Untersuchung darauf, über die Engführungen seines standardisiert-empirischen Ausgangspunktes hinauszugelangen. Da die Arbeit ihren Schwerpunkt auf dieses Moment der deutenden „Übertreibung“ (Bonacker 2008, S. 66) legt, d.h. auf die qualitativ-hypothesengenerierende Empirie, muss sie die Geltungsreichweite der neuformulierten Theoreme allerdings weitgehend unbeobachtet lassen.

5.4 FALLAUSWAHL UND FELDZUGANG

Der Feldzugang für die Hauptuntersuchung wurde über ein CATI-Survey (Computer Assisted Telephone Interviewing) ermöglicht. Gezogen wurde hierzu eine Zufallsstichprobe nach dem Gabler-Häder-Verfahren (vgl. Gabler und Häder 1997) im Umfang von N = 808 Teilnehmenden. Die Auswahlgesamtheit setzte sich aus den in deutschen Telefonhaushalten lebenden Personen ab 18 Jahren zusammen. Der Erhebungszeitraum der Daten erstreckte sich von August bis September 2011.⁹ Teil des Surveyfragebogens war neben den Konstrukten des Syndroms Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit auch eine Antiamerikanismus-Skala, die über sechs Likert-skalierte Items eine Erfassung antiamerikanischer Stereotype ermöglicht (zu Item-Wortlauten, Dimensionalität und Reliabilität der Skala vgl. Kap. 6). Zusätzlich wurden die Bereitschaft der Teilnehmenden zu einer wiederholten Befragung sowie ggf. deren Kontaktdaten für ein weiteres Interview erhoben. Von der Gesamtstichprobe waren 81% (n = 656) der Befragten bereit zu einem weiteren Interview, wovon nahezu alle (n = 655) ihre Kontaktdaten tatsächlich zur Verfügung stellten.

Aus dem Pool wiederbefragungsbereiter Teilnehmender wiesen 14,31% (n = 73)¹⁰ eine überdurchschnittlich hohe Zustimmung zu den Antiamerikanismus-Items auf, d.h. diese Personen lagen mehr als eine Standardabweichung über dem Skalenmittel ($x_i > 3,34$). Diese Gruppe bildet die Auswahlgesamtheit für das qualitative Sample. Ausgehend von der Annahme, dass die Teilnehmenden mit den höchsten Skalenwerten die stärkste Neigung zu antiamerikanischer Rhetorik aufweisen, wurden diese Fälle als erste kontaktiert. Die Interviews wurden per Telefon geführt und fanden im Zeitraum zwischen dem 18. Oktober und 21. November 2011 statt.¹¹ Die erste Welle von Interviewkontakten bzw. Kontaktversuchen umfasste eine Liste von n = 13 Teilnehmenden mit einem Skalenwert $x_i \geq 4,5$. Nachdem aus der ersten Interviewwelle 10 Interviews realisiert werden konnten (die übrigen Personen waren

-
- 9 Die Erhebung der Daten wurde durch das DFG-Graduiertenkolleg „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit: Ursachen, Phänomenologie und Konsequenzen“ ermöglicht, das in den Jahren 2004 bis 2012 an den Universitäten Marburg und Bielefeld aktiv war. Geplant und koordiniert wurde der Survey von einer Gruppe von insgesamt 10 promovierenden Mitgliedern des Kollegs.
 - 10 Angegeben sind hier gültige Prozente, d.h. der Prozentanteil an der Stichprobe nach Abzug der Kontaktdaten-Verweigerer und sonstiger fehlender Werte. Grundlage dieser Fallauswahl war die Gesamtskala, d.h. der Mittelwert über alle 6 Antiamerikanismus-Items. Bei der Berechnung des Mittelwertindex wurde ein listenweiser Fallausschluss zugrunde gelegt, was bedeutet, dass nur die Fälle berücksichtigt wurden, die auf keinem der sechs Items fehlende Werte aufweisen.
 - 11 Zusätzliche Informationen zu Gestaltung und Ablauf der Interviews finden sich im folgenden Abschnitt 5.4.2.

nicht erreichbar oder zu keinem Gespräch bereit), wurden noch 5 weitere Interviews mit Teilnehmenden mit einem geringeren Skalenwert ($3,5 \leq x_i \leq 4,5$) geführt. Von diesen $n = 15$ Interviewteilnehmenden war eine Person nicht bereit, das Gespräch aufzzeichnen zu lassen, weshalb dieser Fall mangels Dokumentation in den Analysen nicht berücksichtigt werden konnte. Insgesamt wurden aus der Hauptstudie also $n = 14$ Interviewtranskripte analysiert, von denen letztendlich $n = 6$ in die Ergebnisdarstellung dieser Arbeit einflossen.

Um die oben beschriebene Fallauswahl methodisch zu begründen, müssen insbesondere zwei Fragen beantwortet werden: Warum wurde die Erhebung neuer Teilnehmender nach 15 realisierten Interviews gestoppt? Und warum tauchen von den 15 erhobenen Interviews der Hauptstudie nur 6 in der Ergebnisdarstellung auf? Im Folgenden werde ich beide Fragen kurz erläutern und mich dabei auf methodische Überlegungen von Barney Glaser und Anselm Strauss beziehen, die unter dem Begriff „Theoretisches Sampling“ (Glaser und Strauss 2010, S. 61) populär geworden sind.

Die Frage nach dem Abbruch des Sampling-Prozesses lässt sich mit der von Glaser und Strauss beschriebenen „theoretische[n] Sättigung“ begründen (ebd., S. 76). Die Erhebung neuer Fälle wurde an dem Punkt abgebrochen, an dem die beobachteten Amerikabilder und Argumentationsmuster sich zu wiederholen begannen und somit ein reichhaltiger Materialkorpus vorlag, der eine empirische Antwort auf die behandelten Forschungsfragen erwarten ließ.¹² Die Eignung des Materials wurde in diesem Abschnitt der Untersuchung insbesondere an der Frequenz und argumentativen Einbindung von Amerikastereotypen in den jeweiligen Interviewtexten festgemacht: Anregendes Analysematerial wurde insbesondere in solchen Fällen gesehen, in denen häufig über Amerika gesprochen und die dabei gezeichneten Amerikabilder nicht lediglich ‚aufgezählt‘ oder beiläufig genannt, sondern in Argumentationen eingebettet wurden.

Dass nach der Erhebung von fünfzehn Interviews (plus $n = 20$ aus den Voruntersuchungen) ein reichhaltiger Materialkorpus vorlag, bedeutet jedoch nicht, dass sämtliches erhobene Material ein dichtes Gewebe aus Argumentationen und Ame-

12 Hierbei ist zu berücksichtigen, dass im Vorfeld der Hauptuntersuchung bereits drei Pilotstudien mit insgesamt $n = 20$ realisierten Interviews unternommen wurden, die ebenfalls in die Beurteilung des Erhebungsprozesses der Hauptuntersuchung eingingen. Fallauswahl und Ablauf der Vorstudien werden weiter unten in diesem Abschnitt genauer beschrieben (vgl. auch Tabelle 2). Es ist an dieser Stelle aber auch zu betonen, dass die hier beschriebene Fallauswahl nicht dem Vorgehen des theoretischen Sampling im engeren Sinne entspricht, da „die Kriterien dafür, was überhaupt erhoben werden soll“ vor allem aus theoretischen Überlegungen im Vorfeld der empirischen Analysen und nicht „aus der entstehenden Theorie selbst abgeleitet“ wurden (Glaser und Strauss 2010, S. 64), d.h. nicht aus den Ergebnissen eines bereits fortgeschrittenen Auswertungsprozesses.

rikastereotypen enthielt. Vielmehr finden sich unter den insgesamt fünfunddreißig Interviewtexten auch zahlreiche Beispiele für ‚flaches‘ oder inhaltlich irrelevantes Material. Solche Interviews, in denen kaum über Amerika gesprochen wurde oder das Interviewgespräch nie die Form eines distanzierten und einsilbigen Frage-Antwort-Spiels verließ, wurden noch vor einer eingehenderen Codierung und Interpretation aus der Analyse ausgeschlossen bzw. teilweise gar nicht erst transkribiert. Aus diesem Umstand erklärt sich, dass von den insgesamt fünfunddreißig erhobenen Interviews lediglich zweiundzwanzig codiert und hinsichtlich ihrer rhetorischen Funktionen analysiert wurden (vgl. Tabelle 2).

Von diesen zweiundzwanzig codierten Fällen wurden schließlich neun für die Ergebnisdarstellung ausgewählt. Der Grund hierfür ist, dass in den übrigen dreizehn Fällen anhand der gebrauchten Analyseheuristiken keine antiamerikanische Rhetorik festgestellt werden konnte. Zwar wurden hier Überschneidungen im Bereich der gebrauchten Amerikabilder beobachtet, jedoch keine Argumentationen gefunden, die auf eine (antiamerikanische) diskriminierende Performanz im Rahmen nationaler, ethnischer oder sonstiger Differenzkonstruktionen schließen lassen.¹³ Die in der Begriffsbildung bzw. Ergebnisdarstellung nicht inkludierten Fälle enthielten also weder zusätzliche relevante Informationen bzgl. der bearbeiteten Fragestellung, noch fanden sich darin amerikabezogene Sprechweisen, die in Widerspruch zu den vorgelegten Ergebnissen stehen.

Wie oben bereits angemerkt, wurden im Vorfeld der Hauptuntersuchung zusätzliche Interviews im Rahmen dreier Pilotuntersuchungen geführt, von denen insgesamt drei Fälle aufgrund ihrer theoretischen Relevanz ebenfalls in die qualitative Ergebnisdarstellung aufgenommen wurden. Eine Übersicht der insgesamt erhobenen Daten sowie der daraus analysierten und anschließend in die Ergebnisdarstellung aufgenommenen Fälle lässt sich Tabelle 2 entnehmen.

Für die erste dieser Pilotstudien wurden Teilnehmende per Aushang an der Uni Marburg rekrutiert. Der Aushang richtete sich dabei allgemein an Menschen, die „sich für das Verhältnis zwischen Europa und den USA“ interessieren. Insgesamt 6 Interviews wurden auf dieser Grundlage im Mai 2010 realisiert. Von den Interviews dieser Pilotstudie fand eines (Herr F) Eingang in die abschließende Ergebnispräsentation.

13 Zwei solcher Fälle (Frau J und Herr G), in denen zwar eine große Ähnlichkeit der Amerikastereotype, aber kein antiamerikanischer Sprachgebrauch gefunden wurde, tauchen dennoch als kurisorische Beispiele in der Ergebnisdarstellung auf. Sie bieten auch eine gute Veranschaulichung der These, dass sich der antiamerikanische Gehalt von Ausdrücken nicht allein anhand der darin gebrauchten Amerikabilder festmachen lässt (vgl. auch Kap. 2.4).

Tabelle 2: Übersicht Sampling und Fallzahlen

Untersuchung	Auswahlgesamtheit	Realisiertes Sample	Analy-siert	Ergebnisdarstel-lung
Hauptuntersuchung (CATI-Survey 2011)	n = 73 Teilnehmende mit Kontaktdaten und einem Antiamerikanismus-Score > 3,34 (M + SD)	n = 15	n = 14	n = 6 (Herr A, Herr B, Herr C, Herr D, Herr I, Frau K)
Pilot 3 (CATI-Survey 2010)	n = 22 Teilnehmende mit Kontaktdaten, Ursachen-zuschreibung auf ‚Amerikaner‘ und Nationalismus-Kriterien	n = 12	n = 5	n = 2 (Herr E, Frau H)
Pilot 2 (Flakhelfer-Generation)	Stadtteilethnographie Kraft/Seidelsohn	n = 2	n = 1	-
Pilot 1 (Studierende Marburg)	Selbstselektierend via Aushang	n = 6	n = 2	n = 1 (Herr F)
Gesamt	-	35	22	9

Mit dem Ziel, den Anteil von Teilnehmenden mit gehobenem Alter zu erhöhen, wurden für die zweite Pilotstudie im Januar 2011 gezielt Angehörige der sog. „Flakhelfergeneration“ angesprochen (vgl. Bude 1987).¹⁴ Der Feldzugang kam durch die freundliche Unterstützung von Manuela Freiheit und Kristina Seidelsohn zustande, die zu diesem Zeitpunkt ethnographische Feldforschungen in einem Berliner Stadtteil durchführten. Nach der Durchführung zweier Interviews wurde dieser Feldzugang jedoch abgebrochen und stattdessen der Schwerpunkt auf die methodenintegrativen Möglichkeiten eines Feldzuganges per Surveydaten gelegt. Antiamerikanische Rhetoriken konnten in den beiden Fällen der zweiten Pilotstudie nicht festgestellt werden, so dass diese nicht in die Ergebnisdarstellung aufgenommen wurden.

Für die dritte Pilotstudie wurde in Vorbereitung der oben beschriebenen Hauptuntersuchung ebenfalls die Daten eines CATI-Surveys herangezogen: Aus einer 2010 erhobenen deutschlandweiten Zufallsstichprobe von n = 843 Fällen waren 51,7% (n = 436) bereit zu einer wiederholten Befragung.¹⁵ Da es sich um eine Se-

14 Hinter diese Vorgehen stand die Annahme eines Kohorteneffektes: Von den Interviews mit Angehörigen der besagten Altersgruppe erhoffte ich mir insbesondere Aufschluss über die Wahrnehmung ‚der Amerikaner‘ durch Menschen, die den zweiten Weltkrieg sowie die unmittelbare Nachkriegszeit unter amerikanischer Besatzung persönlich miterlebt hatten.

15 Wie bei dem Survey der Hauptuntersuchung handelte es sich auch bei dieser Erhebung um ein Projekt des DFG Graduiertenkollegs „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“.

kundärnutzung der Daten handelte, enthielt der Datensatz keine spezifischen Instrumente zur Erhebung von Antiamerikanismus. Stattdessen wurden als näherungsweises Auswahlkriterium ein Item zur Ursachenattribution bzgl. der damaligen Wirtschafts- und Finanzkrise ausgewählt (vgl. Becker et al. 2010): „Die Ursache der Wirtschafts- und Finanzkrise liegt bei den Amerikanern.“ Dieses Item, welches für sich genommen freilich kaum als ein valider Antiamerikanismus-Indikator gelten kann, wurde dann auch im Leitfaden der qualitativen Interviews als Gesprächseinstieg genutzt. Unter den wiederbefragungsbereiten Teilnehmenden stimmten 66,1% ($n = 257$) einer Attribution der Krisenursache auf ‚die Amerikaner‘ zu.¹⁶

Da sich aus vorläufigen Ergebnissen der vorigen Pilotstudien ein theoretisch-heuristischer Fokus auf die Konstruktion nationaler Identität als zentrales Moment antiamerikanischen Sprechens ergeben hatte, wurden das Sample zusätzlich anhand von drei Fragen zu nationaler Identität und Nationalismus eingeschränkt. Ziel dieses Samplings war die Maximierung der Varianz des Merkmals Nationalismus, das in Ermangelung eines Antiamerikanismus-Indikators zur Fallauswahl herangezogen wurde. Es wurden anhand der drei Nationalismus-Items drei Auswahlbedingungen konstruiert: Eine Gruppe von $n = 9$ Teilnehmenden, die einem Item zu Nationalismus („Staatstreue ist die erste und wichtigste Voraussetzung, um ein guter Bürger zu sein.“) und einem Item zu nationaler Identität („Für mein Selbstbild ist es wesentlich, Deutsche(r) zu sein.“) „voll und ganz“ zustimmen. Eine Gruppe von $n = 7$ Teilnehmenden, die einer revisionistisch-schuldabwehrenden Identitätskonstruktion „voll und ganz“ zustimmten („Das Schuldbewusstsein über den Nationalsozialismus ist uns von den Siegermächten doch nur eingeimpft worden.“). Und schließlich eine Gruppe von $n = 6$ Teilnehmenden, die allen drei Nationalismus-Items „eher nicht“ oder „überhaupt nicht“ zustimmten. Insgesamt ergab sich also ein Sample von $n = 22$ potentiellen Interviewteilnehmenden. Aus diesem Pool konnten $n = 12$ Interviews realisiert werden, von denen schließlich $n = 5$ für eine eingehendere Auswertung ausgewählt und transkribiert wurden. Wenngleich diese Pilotstudie in erster Linie einer vorläufigen Felderkundung sowie der Erprobung der Telefoninterviewmethode galt, wurden zwei Fälle aus dieser Erhebung in die abschließende Ergebnisdarstellung übernommen, da sie sich für die Rekonstruktion antiamerikanischer Sprechweisen als aufschlussreich erwiesen (Frau H, Herr E).

16 Antworthäufigkeiten der Kategorien „Stimme eher zu“ und „Stimme voll und ganz zu“ auf einer vierwertigen Likert-Skala.

5.5 ERHEBUNG DES QUALITATIVEN MATERIALS

Das qualitative Material der Hauptstudie wurde in telefonisch geführten Leitfaden-interviews erhoben. Entgegen anfänglicher Bedenken schienen die Unverbindlichkeit und Distanz der Telefonverbindung sowie das für die Teilnehmenden oftmals unerwartete und plötzliche Zustandekommen der Interviews (nur ein Bruchteil der Gespräche wurde mit vorheriger Terminabsprache geführt) keine hemmende Wirkung auf den Gesprächsverlauf zu haben. Ein Großteil der Gespräche verlief außerordentlich offen und kommunikativ, obwohl die Teilnehmenden sozusagen von einem fremden Sozialforscher mit unbekannter Agenda in ihrem Wohnzimmer überrascht worden waren.¹⁷ Die Gesprächsdauer, die mit ca. 30 Minuten eingeplant und mit „ca. 10-30 Minuten“ auch den Teilnehmenden angekündigt wurde, erstreckte sich im Durchschnitt auf 43,2 Minuten. Die Interviewlänge rangierte zwischen 11 und 68 Minuten.

Der Interviewablauf wurde in Anlehnung an kognitive Pretestverfahren (vgl. Willis 2005; Faulbaum et al. 2009) gestaltet, wobei die Items der Antiamerikanismus-Skala als „erzählungsgenerierende Fragen“ (Helfferich 2011, S. 102) dienten. Die Studie wurde den Teilnehmenden als eine Nachfolgeuntersuchung zu jenem Survey präsentiert, an dem sie vor ein bis zwei Monaten partizipiert hatten. Sie wurden gebeten, ihre dort gemachten Antworten genauer zu erläutern bzw. zu kommentieren. Der Leitfaden bestand im Wesentlichen aus fünf der erhobenen Antiamerikanismus-Items¹⁸ sowie einigen zusätzlichen Gesprächsanreizen und Nachfragen. Zum Einstieg des Interviews wurden den Teilnehmenden ihre Antworten aus dem vorhergegangenen Survey vorgelegt. Sie wurden z.B. auf ihre Zustimmung zur Aussage „Die US-Amerikaner sind mir eher unsympathisch“ angesprochen und gebeten, diese Antwort näher zu erläutern. Falls durch diesen Ansatz allein noch kein Gesprächseinstieg gefunden werden konnte, schlossen sich zusätzliche Fragen an, wie etwa: „Können Sie mir beschreiben, wie sie in der letzten Befragung zu ihrer Antwort gekommen sind?“, „Können Sie mir sagen, was sich für sie persönlich mit dieser Abneigung verbindet?“, „Fällt Ihnen ein Beispiel dafür ein, was Ihnen an

17 Inwiefern Telefoninterviews durch das für die Teilnehmenden natürliche Interviewsetting und die größere Distanz der Kommunikationssituation gerade bei der Erhebung sensibler Themen sogar Vorteile gegenüber Face-to-Face-Interviews aufweisen können, ist in der Methodenliteratur umstritten (vgl. Schulz und Rudat 2012; Opdenakker und Raymond 2006; Irvine et al. 2013).

18 Lediglich das sechste Item mit dem Wortlaut „Ich kann es gut verstehen, wenn manchen Leuten die US-Amerikaner unangenehm sind.“ wurde zugunsten der Übersichtlichkeit des Leitfadens sowie aufgrund der begrenzten Interviewzeit ausgelassen, da es sich ohnehin inhaltlich in großer Nähe zum Item „Mir sind die US-Amerikaner eher unsympathisch.“ bewegt.

den Amerikanern unangenehm ist?“, „Können Sie ein persönliches Erlebnis schildern, mit dem ihre Abneigung zusammenhängt?“, etc. (Auszüge aus dem Interviewleitfaden). Dieses Vorgehen wiederholte sich im Verlauf des Interviews dann mit den verschiedenen Antiamerikanismus-Items, wobei deren Reihenfolge bis auf das erste Item flexibel an den Gesprächsfluss angepasst wurde. Es wurde besonderes Gewicht darauf gelegt, an die Assoziationen der Teilnehmenden anzuknüpfen. Durch „aktives Zuhören“, durch Paraphrasen und präsuppositionssarme Nachfragen (ebd., S. 90 ff., 104 ff.) wurde versucht, auf deren Themenvorschläge einzugehen und ihren persönlichen Relevanzsetzungen Raum zu geben. Diese Orientierung am offenen Dialog¹⁹ (vgl. ebd., S. 114 ff.) mit den Teilnehmenden wurde grundsätzlich einem gleichmäßigen oder vollständigen Gebrauch des Leitfadens vorgezogen. Dennoch konnten in den meisten Fällen alle Survey-Items im Interview zumindest angesprochen werden. Im Gegenteil zur stärker testend-abfragenden Ausrichtung der meisten kognitiven Pretestverfahren war die Interviewführung also insgesamt stark „narrativ fundiert“ (Nohl 2012, S. 14), d.h. die Haltung des Interviewers entsprach eher derjenigen in „narrativen“ oder „problemzentrierten Interviews“ (vgl. ebd.; Hopf 2012; Witzel 2000).

Da die Interviews der Pilot-Erhebungen nicht nach dem Muster kognitiver Pretests an eine vorhergegangene Surveystudie anschließen konnten bzw. in Pilotstudie 3 sich in dem vorhergegangenen Survey keine Antiamerikanismus-Skala befand, wurden hier andere Leitfäden eingesetzt. Im Falle der ersten Pilotstudie mit Marburger Studierenden (Rekrutierung per Aushang „Interesse am Verhältnis zwischen den USA und Europa“, n = 6) wurde als anfänglicher Erzählstimulus nach dem persönlichen Interesse an der Interviewteilnahme gefragt („Bitte schildern Sie mir doch Ihr Verhältnis zu Amerika!“). Im Anschluss daran wurden die Interviewpartner, sofern sich kein anderweitiger Gesprächsverlauf ergab, um eine Einschätzung zu politischen Themen wie der Nobelpreisverleihung an Barack Obama oder der Finanz-

19 Im Gegensatz zur häufig z.B. in narrativen Interviews vertretenen „Abstinenzregel“ (vgl. Helfferich 2011, S. 87), wurde die Erhebungsmethode trotz ihrer prinzipiellen Offenheit als dialogische Form begriffen, so dass bei Verständnisschwierigkeiten Nachfragen gestellt und u.U. auch auf Unklarheiten beharrt werden konnte. Auf diesem Weg entwickelte sich stellenweise ein argumentativer Gesprächsstil, wenn etwa als selbstevident präsentierte Fakten oder Allgemeinplätze („Im Irak- und Afghanistankrieg geht es nur um Öl“) mit Gegenfragen des Interviewers konfrontiert wurden („Aber ist der Sturz des Taliban- oder Baath-Regimes nicht auch eine positive Konsequenz?“). Auf diese Weise sollte im Material die Analyse von Rechtfertigungs- und Erklärungsmustern befördert werden. Gleichwohl wurde eine antagonistisch verhärtete Gesprächshaltung vom Interviewer bewusst vermieden, um die Gespräche ggf. nicht zu einer bloßen Gegenüberstellung von Meinungen gerinnen zu lassen, die aller Voraussicht nach wenig ergiebiges Material für spätere Analysen abgegeben hätte.

und Wirtschaftskrise gebeten. Die Haltung des Interviewers entsprach hierbei hinsichtlich ihrer „narrativen Fundierung“ weitestgehend der beschriebenen Interviewpraxis der Hauptstudie.

Die Interviewgespräche der zweiten Pilot-Erhebung wurden als Folgeerhebung zum vorausgegangenen Survey gerahmt. Als anfänglicher Erzählstimulus diente das Thema der Wirtschafts- und Finanzkrise, da dieses einerseits Bestandteil des vorigen Surveys war und andererseits einen Bezug zu den USA nahelegte, der in dieser Studie nicht unmittelbar durch den Interviewer vorgegeben wurde.²⁰ Im Verlauf des Interviews wurden die Teilnehmenden, sofern das Gespräch im Zusammenhang der Krisen-Thematik nicht von selbst auf die USA kam, mit ihrer Einschätzung aus dem Survey konfrontiert, dass die Ursache der Finanz- und Wirtschaftskrise „bei den Amerikanern“ liege (vgl. Kap. 5.4.1). Da sich die Forschungsperspektive im Zuge der ersten Pilot-Erhebung mit Marburger Studierenden bereits in Richtung eines Zusammenhangs von nationaler Identität und Antiamerikanismus entwickelt hatte, wurde als zusätzlicher Erzählstimulus das Motiv der „Deutschenfeindlichkeit“ angesprochen (vgl. Posor und Meyer 2009, Shoomann 2010). Dieser zur Zeit der Erhebung häufig in rechtspopulistischer Weise gebrauchte Terminus sollte das Gesprächsthema auf nationale Identität lenken, um ggf. deren Verknüpfung mit antiamerikanischer Rhetorik beobachten zu können.

Alle Interviews wurden mit einem Audiorekorder aufgezeichnet und für die Auswertung vollständig transkribiert. Die Transkription erfolgte wörtlich, d.h. nicht phonemisch exakt, sondern leicht geglättet. Die Orthographie wurde an normale Schriftsprache angepasst und mit entsprechender Interpunktions versehen. Die Transkriptionsregeln wurden aus den Darstellungen von Udo Kuckartz und Uwe Flick adaptiert (Flick 2007, S. 379 ff.; Kuckartz 2007, S. 43 ff.).

5.6 AUSWERTUNG DES QUALITATIVEN MATERIALS

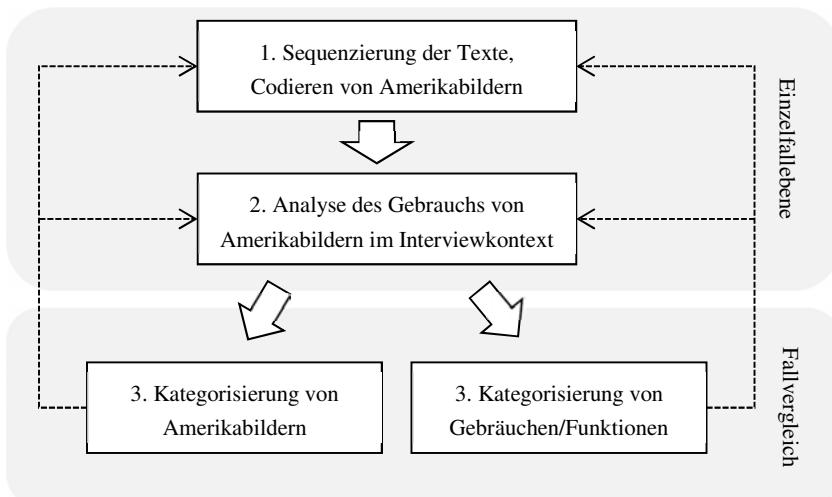
Das methodische Vorgehen der Interviewanalysen orientierte sich an den theoriegenerativen Analyseverfahren des „offenen Codierens“ (Kelle und Kluge 2008, S. 61 ff.) bzw. einer „induktive[n] Kategorienbildung“ (Mayring 2010, S. 67 ff.) sowie an der Methodik einer sequenzanalytischen, sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (Soeffner 2004). Ausgangspunkt dieses an Barney Glasers und Anselm Strauss‘

20 Hiermit verband sich das Vorhaben, nicht nur das Wie antiamerikanischer Sprechweisen zu beobachten, sondern auch ob und ggf. wann im Gespräch ‚die Amerikaner‘ von Seiten der Teilnehmenden selbst eingebracht würden (vgl. Baethge et al. 2010, S. 368 f.). Dieser Aspekt der Fragestellung wurde jedoch in der Hauptuntersuchung zugunsten eines methodenintegrativen Vorgehens sowie eines stärkeren Fokus auf das Wie antiamerikanischer Rede zurückgestellt.

Grounded-Theory-Methodologie angelehnten Analyseverfahrens bildete die Suche nach Amerikabildern, wobei zunächst noch nicht zwischen antiamerikanischen und nicht-antiamerikanischen Sprechweisen geschieden wurde. Es wurden im Interviewmaterial also zunächst *alle* Bezüge auf ‚Amerika‘ bzw. ‚AmerikanerInnen‘ gesammelt, unabhängig davon, mit welchen Bewertungen, Argumentations- oder Erklärungsmustern diese verknüpft waren. Die theoriegenerative Ausrichtung der vorliegenden Arbeit insgesamt sowie deren spezifische Fragestellung legten ein solches Vorgehen in zweierlei Hinsicht nahe: Zum einen macht eine empirisch begründeten Neuentwicklung von Theoriewissen, wie in Abschnitt 5.2 beschrieben, grundsätzlich die Verwendung nicht von präzisen Definitionen und Operationalisierungen, sondern von „sensitizing concepts“ nötig, die eine hinreichende empirische Offenheit bzw. Interpretabilität aufweisen um „in Auseinandersetzung mit der untersuchten Lebensform“ (Kelle und Kluge 2008, S. 29 f.) erst ihren spezifischen Sinngehalt zu entwickeln. Da zum anderen die behandelte Fragestellung besonderes Gewicht auf die Flexibilität antiamerikanischen Sprechens sowie dessen fließende Übergänge zu nicht-vorurteiligen Sprechweisen legt, d.h. auf die Frage nach der Unterscheidung von Antiamerikanismus und ‚legitimer Amerikakritik‘, kann der heuristische Ausgangspunkt der Empirie nicht ein bereits definierter Grenzverlauf sein, sondern muss am Sprechen über Amerika *überhaupt* seinen Anfang nehmen. In den Termini der in Kapitel 2.4 explizierten Analyseheuristik formuliert: Um zu jenen bestimmten Amerikabildern zu gelangen, die antiamerikanisch gebraucht werden, mussten zunächst alle im Material vorfindlichen Amerikabilder betrachtet und auf ihren jeweiligen Gebrauch hin befragt werden. Die „Richtung der Analyse“ (Mayring 2010, S. 56) blieb dabei stets auf Sprechakte als zentrale Auswertungseinheit fokussiert, d.h. die Rekonstruktionsarbeit zielt nicht auf eine Klassifikation antiamerikanischer Individuen, Einstellungen oder ähnlicher personenbezogener Einheiten. Die Grundeinheit der Analyse bilden vielmehr antiamerikanische Sprechhandlungen, die innerhalb eines Interviews in verschiedener Form und Anzahl beobachtet werden können. Wenn also in einem Fall eine bestimmte antiamerikanische Rhetorik beschrieben wird, so bedeutet dies nicht, dass der Fall insgesamt antiamerikanisch ‚ist‘; es bedeutet vielmehr, dass der Interviewteilnehmende an einer Stelle des Interviews antiamerikanisch gehandelt hat. Es können also auch Passagen im Interview auftreten, die für die bearbeitete Fragestellung kaum relevant sind. Weiterhin bedeutet das Auffinden einer antiamerikanischen Rhetorik nicht, dass diese *die einzige* antiamerikanische Rhetorik in jenem Fall sein muss – es können zusätzlich andere darin vorkommen. Da Sprechhandlungen nur innerhalb des Gesamttextes des jeweiligen Interviews Sinn ergeben, behält die Analyse dennoch eine gewisse Einzelfallorientierung bei. Diese dient aber nicht der Entwicklung personenbezogener Klassifikationsmuster, sondern der Kontextsensitivität der Analyse, die nicht vorschnell vom jeweiligen Gebrauchskontext der Amerikabilder abstrahieren kann, will sie ihren performativen Blick auf das Material beibehalten.

Abbildung 4 veranschaulicht das Ablaufmodell der qualitativen Analyse, das in drei Auswertungsphasen unterteilt werden kann: Die fallspezifische Sequenzierung der Texte und Codierung von amerikabezogenen Segmenten (1), die fallspezifische Interpretation des Gebrauchskontextes der jeweils gefundenen Amerikabilder (2), und schließlich die fallvergleichende Kategorisierung der gebrauchten Amerikabilde und ihrer antiamerikanischer Gebräuche (3).

Abbildung 4: Ablaufmodell der qualitativen Analyse



Im ersten Analyseschritt wurden die Interviewtranskripte in inhaltliche Sinnabschnitte unterteilt, deren Länge von einzelnen Sätzen bis hin zu mehreren Absätzen variieren konnte. Zwar stand auch in diesem Arbeitsschritt schon die Suche nach amerikabbezogenen Sprechweisen im Vordergrund; es wurden aber auch jene Textabschnitte codiert, die keinen unmittelbaren Amerikabezug beinhalteten, da für die angestrebte kontextualisierende Deutung auch der diskursive Rahmen relevant ist, in dem ein jeweiliger Amerikabezug bedeutsam wird. Die Einteilung und Bezeichnung der Sequenzen hatte dabei maßgeblich deskriptiven Charakter. Sofern also Amerikabilder auftauchten, bildeten diese den thematischen Fokus der Sequenzierung, darüber hinaus wurde versucht, den inhaltlichen Ablauf der Äußerungen der Interviewteilnehmenden zunächst möglichst allgemein paraphrasierend nachzuvollziehen. Auf diese Weise konnte ein genereller Überblick über Inhalt und Ablauf des jeweiligen Gesprächsprotokolls geschaffen werden. Ergebnis dieses ersten Codierungsvorganges war eine jeweils einzelfallspezifische Sequenzierung der Transkripte, die je nach Textumfang bzw. Interviewdauer zwischen 5 und 29 Einzelsequenzen um-

fasste. Abbildung 5 veranschaulicht diese Sequenzierung am Beispiel von Herrn I (vgl. Kap. 7.5).

*Abbildung 5: Beispiel einer einzelfallspezifischen Sequenzierung des Interviewmaterials
(Screenshot aus MAXQDA 11)*



In einem zweiten Analyseschritt konnte anhand der sequenzierten Texte, noch auf Einzelfallebene verbleibend, eine erste Interpretation der Gebrauchsweisen der jeweiligen Amerikabilde generiert werden. In den Terminen der in Kapitel 2.4 beschriebenen Analyseheuristik gesprochen: Nachdem für jeden Fall die jeweils gebrauchten Amerikabilde gesammelt waren, wurde nach deren spezifischem Gebrauch im weiteren Kontext des Interviewtranskriptes gefragt, um sich auf dieser Grundlage dem performativen Gehalt antiamerikanischen Sprechens zu nähern.²¹

21 Mir ist durchaus bewusst, dass die hier getroffene Unterscheidung von lexikalischer und performativer Bedeutung, der zufolge man ‚zuerst‘ Amerikabilde sammeln können soll, um diese ‚daraufhin‘ in ihrem Gebrauchskontext zu untersuchen, im Licht der in Kap. 3 explizierten pragmatischen Bedeutungstheorie als bestenfalls grobschlächtig, wenn nicht inkonsistent erscheint. Ich möchte an dieser Stelle aber daran erinnern, dass der Begriff des lexikalischen Sinngehaltes nicht im Sinne einer Subsumtion unter Wörterbuchdefini-

Hierzu wurden zu den einzelnen Fällen, teilweise in Tabellenform, teilweise in Form von Fließtexten, Deutungskizzen angefertigt, in denen zu jeder relevanten Sequenz eine inhaltliche Paraphrase erstellt, zentrale Zitate entnommen sowie der Bezug zur Forschungsfrage expliziert wurde.

Ausgangspunkt der Interpretationsarbeit am empirischen Material waren insbesondere drei Forschungsheuristiken, die zunächst relativ eng an die eingangs dargestellte Forschungsfrage anknüpfen (vgl. Kap. 1.2):

1. Identitätskonstruktionen und Gruppenstereotype: Welche Wir-, Fremd- und ggf. Feindbildkonstruktionen treten in der Rede über Amerika bzw. in deren Zusammenhang auf?
2. Rhetorische Funktion: Welche rhetorischen Funktionen lassen sich (ggf. neben weltanschaulichen) am Sprechen über Amerika feststellen und inwiefern sind diese als Vorurteilige einzustufen?
3. Weltanschauliche Geschlossenheit und Erklärungsfunktion: Inwieweit zeigen die analysierten Sprechweisen einen Schematismus bzw. eine weltanschauliche Geschlossenheit? Funktionieren sie als umfassende ‚Welterklärung‘?

Im Zuge des zweiten Interpretationsschrittes wurden zunächst für jeden Einzelfall empirisch begründete Kriterien dafür entwickelt, warum in einer jeweiligen Sequenz bzw. einem zusammenhängenden Komplex mehrerer Sequenzen von antiamerikanischem Sprechen die Rede sein konnte. Dies geschah ausgehend von den heuristischen Orientierungspunkten des performativen Antiamerikanismusbegriffes sowie den in Kapitel 2 und 4 explizierten Theoriefragmenten:

- Die Annahme einer funktionalen Verknüpfung von Vorurteil und Diskriminierung bzw. das Konzept der Ungleichheitssemantiken und -pragmatiken.
- Die Annahme einer besonderen Relevanz nationaler Identitätskonstruktionen in diesem Zusammenhang.
- Die damit zusammenhängenden Konzepte rassistischer, fremdenfeindlicher und antisemitischer Rhetorik, die durch die statistischen Ergebnisse der Surveystudie angezeigt wurden.
- Die Annahme einer ideologischen Reflexivität bzw. eines Rechtfertigungszusammenhangs im vorurteiligen Sprechen.

tionen verstanden werden muss. Es kann damit – und so wird der Begriff hier gebraucht – auch zunächst eine *typisch-allgemeine* Bedeutung von Wörtern und Sätzen festgehalten werden (vgl. Kap. 2.3.1), die nicht als grundlegend kontext- und praxisunabhängig aufgefasst wird, aber deren ‚lexikalische‘ Typisierung zunächst relativ kontextunspezifisch und unscharf verbleibt. Es ist diese Unschärfe, die in den anschließenden Deutungen des Gebrauchs von Amerikabildern nach aufgehoben werden soll.

Es wurde also jeder Fall daraufhin befragt, ob und v.a. *wie* die darin auftretenden Amerikabilder als rhetorisches Mittel zur Konstruktion nationaler Identitätskonstruktionen mit (potentiell) diskriminierender Wirkung gebraucht werden. Bei dieser Rekonstruktion von Ungleichheitssemantiken wurde insbesondere auf das Auftreten rassistischer, fremdenfeindlicher und antisemitischer Rhetorik im Zusammenhang der gebrauchten Amerikabilder geachtet, deren statistischer Zusammenhang mit Antiamerikanismus durch die vorausgegangenen Survey-Untersuchung nahegelegt wurde (vgl. auch Kap. 6.5). In diesem Zuge konnte das Zusammenspiel der verschiedenen vorurteiligen Rhetoriken im Rahmen nationaler Identitätskonstruktionen auch auf Formen von Kommunikationslatenz bzw. ideologische Rechtfertigungsmuster hin untersucht werden.

Ergebnis der interpretativen Anwendung dieser Theoriefragmente ist eine Zusammenstellung der jeweiligen antiamerikanischen Sprachgebräuche innerhalb jedes Einzelfalls. Wie in den Einzelfalldarstellungen in Kapitel 7 anschaulich wird, traten dabei häufig verschiedene Antiamerikanismen in vernetzter oder durchmischter Form auf. Dies wird nicht zuletzt daran erkennbar, dass in der Ergebnisdarstellung einige Fälle in mehreren Teilkapiteln auftauchen, d.h. dieselben Teilnehmer den Beispiele für unterschiedliche antiamerikanische Sprechweisen liefern.

In einem dritten Analyseschritt wurden schließlich auf fallvergleichender Ebene die im Material gefundenen Amerika-Semantiken sowie deren antiamerikanische Gebräuche gesammelt und kategorisiert. Hierzu wurden einerseits in einem höherstufigen Codierschema die Amerika-Bezüge aus den fallspezifischen Analysen unter Kategorien zusammengefasst (vgl. Kap. 7.1.2). In diesem Arbeitsschritt wurde von den jeweiligen fallspezifischen Gebrauchskontexten zunächst weitgehend abgesehen und lediglich ein Überblick hinsichtlich des lexikalisch-semantischen Gehalts der beobachteten Amerikabilder geschaffen, wobei die Leitfrage war: Wie werden ‚die Amerikaner‘ bzw. ‚die USA‘ in einer jeweiligen Sequenz *explizit* dargestellt?

Schließlich konnten die verschiedenen antiamerikanischen Sprachgebräuche den folgenden drei Funktionskontexten zugeordnet werden:

- Nationale Identität (Kap. 7.2)
- Antisemitismus und Normalisierung des Nationalsozialismus (Kap. 7.3)
- Rassismus und Ethnozentrismus (Kap. 7.4)

Diese drei Kategorien, die auch die Ergebnispräsentation in Kapitel 7 gliedern, fassen den funktionalen Aspekt der rekonstruierten Familie antiamerikanischer Sprechakte zusammen. Vor dem Hintergrund der praxistheoretischen Theorieannahmen eines performativen Antiamerikanismusbegriffes (vgl. Kap. 2 und 3) kommt diesem Analyseschritt die größte Bedeutung zu. Denn dem performativen Theorieansatz zufolge begründet erst die Bestimmung einer rhetorischen Funktion

im Kontext von Ungleichheit und Diskriminierung überhaupt die Kritik der jeweiligen Sprechakte als antiamerikanisch.

Da die ideologiekritische Ausrichtung der vorliegenden Arbeit mit einer Konzentration auf die Grauzonen der Antiamerikanismuskritik bzw. die fließenden Übergänge von antiamerikanischem Vorurteil zu ‚vorurteilsfreiem‘ Sprechen einhergeht, werden in Kapitel 7.5 zusätzlich solche amerikabezogenen Sprachgebräuche beschrieben, die keinem der drei Funktionskontakte klar zugeordnet werden konnten. Anhand dieser Beispiele, die also nicht oder doch nur ‚unscharf‘ als antiamerikanisch gelten können, werden die Ränder des entwickelten Antiamerikanismuskonzeptes beleuchtet.

5.7 ZWISCHENFAZIT

In diesem Kapitel wurden die methodologischen Ausgangspunkte und methodischen Verfahrensweisen der vorliegenden empirischen Studie dargestellt. Besonderes Augenmerk lag dabei auf der Verknüpfung empirisch methodologischer Überlegungen mit den im vorigen Kapitel explizierten erkenntnikritischen und sozialtheoretischen Grundlagen kritischer Theorie. Eine zentrale Gemeinsamkeit von erschließender Kritik und qualitativ-interpretativer Sozialforschung liegt in deren *deutendem* Vorgehen und dem damit einhergehenden methodologischen Schwerpunkt auf Kontext- und Gebrauchssensibilität.

Im Anschluss an das in Kapitel 3.3 entwickelte, auf Familienähnlichkeit beruhende Begriffsmodell bildete das Verhältnis theoretischer und empirischer Forschung einen Kernaspekt der methodologischen Überlegungen. Theorie und Empirie lassen sich nur unzureichend als getrennte Departments sozialwissenschaftlicher Forschung beschreiben, da zwischen beiden ein reziprokes Verhältnis besteht: Theoretische Begriffe sind prinzipiell durch eine systematische Ambiguität gekennzeichnet, die nur durch deren Anwendung am empirischen Material aufgehoben werden kann, und somit jenseits eines solchen Gebrauchs *praktisch* bedeutungslos. Empirische Beobachtungen hingegen stellen auch in ihrer vermeintlich unmittelbarsten Form immer schon ein theoriegeladenes Unterfangen dar. Der Terminus ‚theoretische Empirie‘ wurde im Anschluss an Herbert Kalthoff als methodologischer Titel für dieses Wechselverhältnis gewählt. Hiermit geht zugleich die Annahme einher, dass qualitativ-interpretative Forschungsmethoden eine besondere Affinität zu den skizzierten methodologischen Positionen aufweisen. Durch ihre genuin hypothesengenerierende Ausrichtung sind sie in besonderer Weise dazu geeignet, das Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Empirie in der empirischen Analyse zu reflektieren. Im Gegensatz zu standardisierten Verfahren, die ihre Anwendung von Begriffen im Vorhinein definitorisch festlegen, zielen qualitative Methoden auf

eine Modifikation und Adaption ihrer Begriffe im Dialog mit dem empirischen Material. Dieses systematische Unterlaufen der eigenen Begriffe rückt sie in große Nähe zur Methodologie erschließender Kritik. Beide ziehen ihr besonderes Potential aus einer reflexiven Bewegung, in der die Deutung des Gegenstandes zugleich immer auch eine Deutung der eigenen Forschungspraxis ist und die letztendlich auf die praktisch-rhetorische Veränderung des untersuchten gesellschaftlichen Phänomens zielt.

Ausgehend von diesem theoretisch-empirischen Spannungsverhältnis kann man sagen, dass das Gelingen eines solchen interpretativen, hypothesengenerierenden Forschungsprozesses, methodologisch gesprochen, maßgeblich von einer prekären Balance zwischen theoretischer Überformung des Gegenstandes und induktivistischem Selbstmissverständnis abhängt: Ein Dialog mit dem empirischen Material kommt nur dann zustande, wenn in der Erschließung neuer Deutungen weder eine deduktivistisch-subsumtive Erklärung des Materials, noch die Illusion einer theorie-losen Emergenz neuen Wissens aus dem Material die Oberhand gewinnt. Diesem Balanceakt wurde im Anschluss an Kelles Arbeiten zu empirisch begründeter Theoriebildung ein methodologischer Rahmen gegeben, wobei insbesondere die Konzepte des empirischen Gehalts und der Abduktion eine tragende Rolle spielen. Beide dienen als Impulsgeber methodologischer Reflexivität. So lassen sich die in qualitativer Empirie gebrauchten Theoriefragmente hinsichtlich ihres empirischen Gehalts auf ihre Eignung als Forschungsheuristiken befragen: Mit steigendem empirischem Gehalt steigt hierbei auch die Gefahr einer theoretischen Überformung des Materials. Anhand der formallogischen Schlussform der Abduktion bzw. qualitativen Induktion lässt sich hingegen die Notwendigkeit des Theoriebezuges in der hypothesengenerierenden Empirie und zugleich die Unmöglichkeit einer restlosen Absicherung der Generalisierbarkeit der aufgestellten Hypothesen zeigen. Beide Konzepte lassen sich als forschungsmethodische Ergänzung einer erschließenden Kritik begreifen, die sich des vorläufigen und letztendlich rhetorischen Charakters ihrer Deutungen bewusst ist und dennoch mit dem Anspruch einer präzisen theoretischen Rahmung ihres Vorgehens auftreten muss.

Doch auch eine gelingende ‚exakt-phantasievolle‘ Deutung geht mit spezifischen Schwächen bzw. blinden Flecken einher: Je mehr sie auf die jeweils kontext-spezifische Angemessenheit und methodologische Reflexivität ihrer Deutungen fokussiert, desto weniger kann sie zugleich die Verallgemeinerbarkeit ihrer neu gewonnenen Theoreme im Blick behalten. Quantitative Verfahren weisen eine hierzu komplementäre Schwäche auf: Sie sind in erster Linie konzentriert auf die Prüfung fallübergreifend generalisierbarer Hypothesen, so dass sie die interpretativen Aspekte ihrer Beobachtungen, und das heißt insbesondere, deren performative und kontextsensitive Momente, aus dem Blick verlieren. Eine wechselseitige Ergänzung beider Methodentraditionen kann dabei helfen, die Schwächen beider Methodentraditionen auszugleichen. Dies gilt umso mehr, da qualitative und quantitative Me-

thodenstränge letztendlich auf derselben abduktiven Schlussform beruhen. Die Komplementarität interpretativer und generalisierender Methoden sollte dabei aber nicht nach dem Bild sich ineinanderfügender Puzzleteile gedacht werden. Die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden, so wurde gezeigt, stellt vielmehr selbst einen interpretativen Akt dar, dessen Gelingen an keinem externen Kriterium jenseits spezifischer Forschungsfragen und -gegenstände festgemacht werden kann.

Vor diesem methodologischen Hintergrund erschließt sich das methodische Vorgehen der Studie. In einem sequentiellen methodenintegrativen Design werden hier Surveydaten mit weitestgehend teilstandardisierten qualitativen Interviews kombiniert. Die Surveydaten liefern dabei einerseits Explananda in Form statistischer Zusammenhänge zwischen den erhobenen Vorurteilsmaßen, zu denen in den qualitativen Interviews Erklärungshypothesen generiert werden. Andererseits bieten die im Survey erhobenen Antiamerikanismuskalen zugleich eine Möglichkeit zur Auswahl relevanter Fälle für die qualitativ-empirischen Analysen. Die performativen Aspekte antiamerikanischen Sprechens, die in den Surveyinstrumenten systematisch unterbelichtet werden, können somit im qualitativen Strang der Untersuchung exemplarisch rekonstruiert werden. Eine Geltungsprüfung der somit gewonnenen neuen Hypothesen erfolgt in diesem Design allerdings nicht, so dass die Reichweite der in Kapitel 7 dargestellten Ergebnisse jenseits der Plausibilität der fallspezifischen Deutungen vorerst fraglich bleiben muss.